

### 3. Kapitel

Ein Dorf bei Leningrad, Dienstag 19. Mai 1942

Es geschah an einem Maimorgen, in der Nähe von Leningrad.

Langsam verabschiedete sich der lange Winter und die ersten Sonnenstrahlen erwärmten als Vorboten des Frühlings das Land.

Dennoch hätte man den Schauplatz nicht schrecklicher wählen können. Auf einem Acker am Rande eines kleinen Dorfes hatten Soldaten in den letzten Tagen mit Hilfe der männlichen Einwohner eine sehr große, rechteckige Grube wie für den Bau eines Mehrfamilienhauses ausheben lassen. Niemand konnte vermuten, dass daraus ein Massengrab werden sollte.

Verantwortlich für diese grausamen Handlungen war Hermann Bardenberg, General der Waffen-SS und Oberbefehlshaber in diesem Abschnitt.

Er hatte fast alle Menschen aus dem Dorf und aus angrenzenden Ortschaften zusammentreiben lassen, um sie hier zu ermorden. Seit dem frühen Morgen, bereits kurz nach Sonnenaufgang, ließ er die Menschen, immer genau abgezählt zu zehnt, am Rande der Grube in einer Reihe antreten, um sie dann von hinten durch seine Soldaten erschießen zu lassen.

Man hatte sie aus ihren Häusern gejagt und ihnen nicht einmal die Zeit gelassen, sich richtig anzuziehen. Es spielte keine Rolle, ob es Kinder, Mütter, Väter oder Großeltern waren. Ja, selbst auf Alte und Greise, die sich kaum auf ihren Beinen halten konnten, hatte man keine Rücksicht genommen, alle wurden wie eine Viehherde zusammengetrieben.

Nun standen die Menschen in einer Gruppe zusammen und konnten nicht begreifen, was sich da vor ihren Augen abspielte.

Was hier geschah, dafür gab es nur einen Begriff: Völkermord.

»Achtung ... legt an ... Feuer!«

Das Stakkato der Maschinengewehre ließ die Menschen jedes Mal aufs Neue zusammenzucken. Wieder fiel eine Gruppe vornüber in die Grube und schlug auf die vielen Leiber, die vorher schon erschossen worden waren. Obwohl fast vier Meter tief gegraben wurde, hatte sich das Grab bereits zur Hälfte gefüllt. Da nicht jeder Schuss sofort tödlich verlief, waren unter den Toten noch eine Menge lebender Menschen begraben, was man an dem Stöhnen und den Schmerzensschreien erkennen konnte, die immer wieder aus der Grube klangen.

Es waren die letzten Stimmen der Anklage gegen dieses zum Himmel schreiende Unrecht.

Am Rande eines kleinen Waldstücks standen drei SS-Offiziere, die sich das grausame Ereignis anschauten.

»Sehen Sie, Straten.« Die Stimme des Generals ließ die Anwesenden kurz zusammenzucken. »Da macht uns Deutschen keiner was vor. Was sich unser Reichsführer da ausgedacht hat, ist geradezu genial. Wir lassen diese *Untermenschen* sprichwörtlich ihr eigenes Grab schaufeln und erledigen die Angelegenheit fast nebenbei. Außerdem ist es für unsere Soldaten eine gute Trockenübung, die sie standhaft macht, um für den Endsieg gewappnet zu sein. Wir müssen Platz schaffen für das neue Reich.«

Er legte eine kurze Pause ein, zog genussvoll an seiner Zigarre, um dann fortzufahren:

»Sehen Sie, die KZs im Reich und in den Ostgebieten sind sicher sinnvoll, da wir anders die Massen nicht hätten verarbeiten können. Aber sie binden zu viel Kapital und Personal, das wir andernorts besser und effektiver einsetzen könnten.«

»Das ist auch meine Meinung, Herr General«, lautete die Antwort Stratens, doch der General war schon einige Schritte nach vorne gegangen, um den Offizier anzusprechen, der die Exekutionen leitete.

»Feldweibel Kunz!«, knallte seine Stimme über den Platz.

Der Angesprochene nahm eine stramme Haltung ein. »Herr General?«

»Erhöhen Sie das Tempo, Mann, und sammeln Sie die Leute schneller. Ihre Männer schlafen ja schon ein und ich will die Sache hier zu Ende bringen.«

»Jawohl, Herr General.« Der Angesprochene drehte sich um, gab den Befehl in knappem Kommandoton und laut brüllend an seine Soldaten weiter.

Der General drehte sich in Richtung seiner Offiziere: »So, meine Herren, ich werde Ihnen jetzt mal zeigen, wie schnell so etwas geht.«

Sprach es und ging im gleichen Moment auf die immer noch am Rande stehende Menschengruppe zu. Ein kleines Mädchen, das etwas versteckt zwischen zwei älteren Männern stand, erweckte sofort seine Aufmerksamkeit.

»Du da«, rief er und zeigte mit seinem ausgestreckten rechten Arm auf sie, »komm her.«

Das Mädchen hatte instinktiv kurz in seine Richtung geschaut und versuchte sich nun noch weiter hinter den Männern zu verstecken.

Bardenbergs Stimme wurde lauter und herrischer:

»Ja, dich meine ich, oder verstehst du die deutsche Sprache nicht?«

Keiner der Anwesenden machte Anstalten, ihr zu helfen. Sie waren alle wie paralysiert, weil sie wussten oder zumindest ahnten, dass sie alle das gleiche Schicksal teilen würden und vermutlich niemand von ihnen den heutigen Tag überleben würde.

Langsam, es sah für einen Moment so aus, als überlege das Mädchen, wie es sich noch retten konnte, bewegte es sich von der Gruppe weg und ging in seine Richtung.

»Bleib stehen!«, herrschte die Stimme, als das Mädchen auf fünf Meter herangekommen war.

So stand sie nun vor ihm und es war ein erbarmungswürdiger Anblick.

Doch der Begriff *Erbarmen* hatte in diesen Zeiten keine Konjunktur, es gab ihn einfach nicht.

Sie mochte sieben oder acht Jahre alt sein. Ein verwaschenes, graues Baumwollkleidchen schlackerte an ihrem ausgemergelten Körper. Aber das Ausdrucksstärkste waren die großen braunen Augen, die in ihrem kurzen Leben schon so viele Grausamkeiten hatten sehen müssen. Das Gesichtchen wurde umrahmt von kurzen braunen Haaren. Diese Augen sahen Bardenberg nun an, bittend, ja, um Gnade bettelnd. Sie hatten sich mit Tränen gefüllt, die langsam über die Wangen herabließen.

Aber all das sah er nicht. Gefühle waren ihm fremd, ihm, dem deutschen Herrenmenschen, der auf so etwas keine Rücksicht nehmen musste.

Er öffnete langsam seine Pistolentasche, um die Waffe zu entnehmen.

»Njet ... njet ...«, kam es aus dem kleinen Mund, zuerst laut und ein wenig stotternd, dann immer leiser werdend, »njet, njet ...«

Er zog die Waffe, legte an und schoss.

Der Schuss war nicht einmal sehr laut, er hörte sich eher an wie ein kurzes »Plopp«.

Der kleine Körper sackte in sich zusammen und blieb regungslos, leicht gekrümmt, auf der schmutzigen Erde liegen.

»Volltreffer«, entfuhr es einem der Offiziere und er sagte es so, als wäre eben ein Wild erlegt und nicht ein kleiner Mensch getötet worden. Die Kugel hatte das Kind genau in die Mitte der Stirn getroffen und ein kleines schwarzes Loch hinterlassen, aus dem nicht einmal Blut sickerte.

Der Teufel selbst hätte hier nicht besser Regie führen können. Ohne den Körper des Kindes noch eines Blickes zu würdigen, drehte der General sich um und ging zurück zu seinen Offizieren.

So war ihm entgangen, wie eine junge Frau, die ein wenig vor die Gruppe getreten war, mit vor Entsetzen verzerrtem Gesicht lautlos zusammenbrach. Es war die Mutter des Mädchens, die das grausame Schauspiel mit anschauen musste und die nicht die Kraft gehabt hatte, ihrem Kind beizustehen – die Angst hatte sie so sehr gelähmt, dass sie weder sprechen noch sich bewegen konnte. Das Schicksal gestattete ihr durch die Ohnmacht eine kleine Pause.

Aber der General hatte in seiner Selbstzufriedenheit noch etwas übersehen.

Ein junger Wehrmachtsoffizier hatte sich seit einiger Zeit in dem Wäldchen aufgehalten und versteckt.

Der junge Hauptmann, er hieß Karl Brenner, war auf der Suche nach seiner Einheit, die in der letzten Nacht bei einem schweren Gefecht aufgerieben wurde und in alle Richtungen auseinandergerissen war. Das, was sich da soeben vor seinen Augen abgespielt hatte, war so unbegreiflich, widerlich und menschenverachtend, dass er für einen Moment nicht einmal in der Lage war zu atmen. Er musste schlucken und hatte das Gefühl, sich gleich übergeben zu müssen. Dabei war er mit Sicherheit ein »harter Brocken« und alles andere als zimperlich.

Er war Soldat.

Er war nicht so geboren worden, sondern man hatte ihn im Laufe der Zeit bei der Wehrmacht so hart gemacht. Er hatte in diesem Krieg Menschen erschossen und da gab es für ihn auch keine Skrupel. Das war der Kampf »Soldat gegen Soldat«, da ging es um »er oder ich«. Es war nun einmal Krieg, an dem er freiwillig teilnahm. Bisher hatte er es als seine Verpflichtung angesehen, für sein Vaterland zu kämpfen und wenn es sein musste, auch dafür zu sterben.

Doch schon die letzten Monate hatten ihm die Augen geöffnet.

Er hatte mit ansehen müssen, wie Soldaten – Kameraden – von karrierebesessenen Offizieren in Kämpfe geschickt wurden, die von vornherein zum Scheitern verurteilt waren und bei denen das schlimme Ende auch ohne große strategische Kenntnisse abzusehen war.

Der Krieg war schmutzig geworden und er wusste manchmal nicht mehr, wofür er noch einstehen sollte.

Obwohl er hier nichts hätte verhindern können, war er doch voller Wut und Ekel gegen sich selbst, weil er gezwungen war, tatenlos dem soeben Geschehenen beiwohnen zu müssen. Er war einmal aus Überzeugung Soldat geworden. Aber er hatte auf den Führer geschworen, nur gegen den Feind zu kämpfen. Von Zivilisten und Massenmord war nie die Rede gewesen. Er konnte es kaum glauben. Soldaten der Wehrmacht, seine Kameraden, hatten an diesem Ort bei diesem Verbrechen mitgewirkt. Sie hatten geschossen, zuletzt auf das kleine Mädchen, sie waren die eigentlichen Vollstrecker. Es war schlimm genug, dass er, der immer eine große Familie haben wollte, bedingt durch den Krieg nicht dazu gekommen war, eigene Kinder zu haben. Er war seit zwei Jahren mit seiner Jugendliebe, Karin, verheiratet. Sie kannten sich schon seit der Schulzeit und es stand für beide von jeher fest, dass sie einmal heiraten und, wenn möglich, eine Familie gründen würden. Aber ein Kind war ihnen bisher versagt geblieben. Vielleicht war es sogar ganz gut, in diesen Zeiten nicht auch noch Kinder in die Welt zu setzen. Doch das, was er soeben mit eigenen Augen hatte sehen müssen, ohne einschreiten zu können, das überstieg bei Weitem seine bisherige Vorstellungskraft. Das Unvorstellbare hatte sich, einem Foto gleich, in sein Gehirn eingebrannt. Vor allem aber dieser SS-General und seine Schergen. Obwohl er sein Gesicht nur für einen kurzen Moment gesehen hatte, wusste er, es würde ihn von nun an verfolgen. Er leistete für sich, hier und jetzt, einen Schwur. Sollte er den Krieg überleben, dann würde er alles daran setzen, dass dieses *Schwein* zur Rechenschaft gezogen wurde. Er konnte gar nicht anders handeln, das war er seinem Gewissen schuldig. Er war mit diesem Gerechtigkeitssinn aufgewachsen und erzogen worden.

## 22. Kapitel

Hamburg, Dienstag 16. Juli 1968

Er lag am Boden und sah alles nur verschwommen, als hätte man eine Milchglasscheibe vor seine Augen geschoben. Was war passiert und wo war er? Er versuchte, sich aufzurichten, sackte aber sofort mit einem lauten Stöhnen zurück. Sein Kopf schmerzte. Er fühlte sich an, als würde ein Boxer ihn permanent mit seinen Fäusten traktieren. Nach und nach wurde seine Sicht wieder klarer. Er sah den Kronleuchter, der von der holzgetäfelten Decke hing, und erkannte den Schreibtisch wieder, neben dem er lag. Es war sein Arbeitszimmer, in dem er sich befand. Bruchstückweise kam die Erinnerung zurück. Er wusste nicht, wie lange er schon hier am Boden lag, jegliches Zeitgefühl war ihm abhanden gekommen. Für einen Moment schloss er seine Augen und hoffte, damit den Schmerz unterdrücken zu können, aber es gelang ihm nicht. Erneut versuchte er sich aufzurichten, doch wieder verschwamm alles vor seinen Augen. Ihm wurde schlecht und er hatte das Gefühl, sich gleich übergeben zu müssen. Trotzdem überwand er sich und schaffte es, sich aufzusetzen. Der Schmerz hatte noch an Intensität zugenommen und sein Kopf fühlte sich an, als würde er gleich zerplatzen. Er versuchte sich am Schreibtisch hochzuziehen, was ihm aber erst nach einigen Versuchen gelang, begleitet von einem schmerzhaften Stöhnen. Indem er sich an der Tischplatte festhielt, schaffte er es, mit stark zitternden Beinen den Sessel zu erreichen, um sich mit letzter Kraft hineinfallen zu lassen. Ihm ging es so schlecht, dass er das Gefühl hatte, gleich wieder ohnmächtig zu werden. Um das zu verhindern, atmete er mehrmals hintereinander ganz tief ein und hatte damit Erfolg. Ohne den Kopf stark zu bewegen, versuchte er den Blick durchs Zimmer wandern zu lassen, was nur bedingt möglich war. Als erstes fiel ihm die offene Schreibtischschublade auf, die offensichtlich in großer Eile durchwühlt worden war. Nur allmählich kehrte die Erinnerung zurück und er konnte sich an einen heftigen Streit mit seinem Stiefsohn Martin erinnern. Der musste ihn niedergeschlagen haben. Erst in diesem Moment fiel sein Blick auf den Platz, an dem er noch vor wenigen Augenblicken gelegen hatte. Er sah eine größere Blutlache, die langsam vom Rand her zu trocknen begann. Er musste einiges an Blut verloren haben.

Vorsichtig versuchte er, mit seiner linken Hand die Stelle am Kopf zu ertasten, an der sich die Verletzung befinden musste. Sie war warm und klebrig und es dauerte einige Sekunden, bis er den Schmerz fühlte, den seine Berührung ausgelöst hatte. Ruckartig zog er die Hand zurück.

Einen Cognac, er brauchte jetzt sofort einen Cognac, dann würde es ihm besser gehen.

Er versuchte aufzustehen, um an die Hausbar zu gehen, konnte sich aber gerade noch in den Sessel zurückfallen lassen, weil ihm die Beine nicht gehorchten und sofort in sich zusammensackten.

Auf der rechten Seite des Schreibtisches stand das Telefon.

Er brauchte Hilfe, er musste sofort telefonieren. Aber einfach zum Hörer zu greifen, war unmöglich, weil er zu weit davon entfernt war. Also versuchte er mit letzter Kraft, den Sessel nach vorne zu schieben, was ihm nur unter großer Kraftanstrengung und starken Schmerzen gelang. Er spürte deutlich, dass die Kraft schwand und er gleich wieder ohnmächtig werden würde, da erreichte er mit weit ausgestrecktem Arm die Schnur und versuchte, das Telefon heranzuziehen.

Der Hörer fiel ihm beim ersten Versuch aus der Hand und es kostete ihn große Mühe, ihn erneut aufzunehmen und die Wählscheibe zu bedienen.

Endlich, es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, hörte er das Freizeichen und dann eine Stimme.

»Hans ... du musst ... sofort kommen ... ich ... brauche Hilfe«, stotterte er mit letzter Kraft, bevor ihm der Hörer aus der Hand glitt und sein Oberkörper kraftlos auf den Schreibtisch sackte.

Die Antwort konnte er schon nicht mehr hören, da es wieder dunkel um ihn wurde.

## 28. Kapitel

Hamburg, Samstag 27. Juli 1968

Brenner wachte auf. Eigentlich war es eher ein Wieder-zu-sich-Kommen. Er brauchte einige Zeit, um sich zurechtzufinden. Wieder einmal hatte er zu viel getrunken und war versackt.

»Brenner, so geht das nicht weiter, das muss aufhören«, hörte er sich laut sagen und erkannte den rauhen Klang seiner eigenen Stimme zuerst gar nicht.

Er versuchte sich zu erheben, was ihm aber erst im dritten Anlauf gelang. Wieder einmal war er auf der Couch eingeschlafen, wie schon öfter in der letzten Zeit. Er hatte das Gefühl, dass sich in seinem Kopf zwei Pressluftschlämmer mit der Arbeit abwechselten. Mal war die rechte Seite dran, dann wieder die linke. Er fühlte sich grauenhaft. Sein Mund war ausgetrocknet und seine Zunge passte irgendwie nicht dort hinein, sie fühlte sich dick und pelzig an. Vor ihm auf dem kleinen Nierentisch sah es genauso aus wie in seinem Innern – chaotisch.

Leere Bierflaschen und eine umgefallene Schnapsflasche zierten den Tisch, direkt neben einem überquellenden Aschenbecher und einer zerknüllten Schachtel »Lucky Strike«.

Gerne hätte er sich jetzt eine Zigarette angesteckt, seine Lunge lechzte regelrecht danach, aber es war keine mehr da. Seine Kehle war ausgetrocknet und er fand noch eine halbvolle Bierflasche, die er sofort ergriff und mit gierigen Schlucken austrank. Das Bier war abgestanden und hinterließ einen faden Nachgeschmack, aber es war zumindest Flüssigkeit. Er durchsuchte den Aschenbecher und fand noch eine halbe Zigarette. Mit zitternden Händen zündete er sie an, um den ersten Zug tief zu inhalieren, was zu einem heftigen Hustenanfall führte.

Es war wieder einer dieser Momente, in denen er sich vor sich selbst ekelte und sich am liebsten angespuckt hätte, wenn er es denn gekonnt hätte. Den Blick in den Spiegel konnte er sich ersparen, denn er wusste auch so, welch ein erbärmliches Konterfei ihm da entgegenblicken würde. Er nahm nochmals einen tiefen Zug aus der Zigarette, aber diesmal blieb der Husten aus. Mit der rechten Hand fuhr er durch sein Gesicht und fühlte die Bartstoppeln. Er hatte sich schon seit Tagen nicht mehr rasiert. Auch hatte er im Augenblick keine zeitliche Orientierung und sah daher auf die Uhr an der Wand. Sie war ein Werbegeschenk einer Reifenfirma und war wie eine Felge in einem kleinen Autoreifen angebracht. Sie gehörte zu einem Kalender, der einsam an der Wand hing.

Die Uhr zeigte fünf nach halb zwei. Es war Samstag, der 27. Juli 1968.

Seit zwei Jahren lebte er nun schon hier und er konnte nicht mehr genau sagen, wann es mit seinem Abstieg begonnen hatte.

Im Sommer 66 hatte er seinen Dienst bei der Polizei quittiert. Er konnte und wollte nicht mehr unter den damals bestehenden Bedingungen weiterarbeiten.

Kalli und er hatten es zwar geschafft, den Mädchenmord doch noch aufzuklären, die Mittel, die zur Aufklärung führten, waren jedoch nicht ganz »astrein«. Sie hatten eine junge Prostituierte ausfindig

gemacht, die ebenfalls mehrfach von dem Baulöwen geschlagen und misshandelt worden war. Sie hatte die ganze Angelegenheit in der Presse verfolgt und wusste, dass eine Anzeige bei der Polizei nichts bringen würde. Brenner war es aber gelungen, ihr Vertrauen zu gewinnen und so kam es zu der stillen Vereinbarung zwischen ihnen, dass sie als Zeugin auftreten würde. Sie würde behaupten, den Täter in der Nacht zur Tatzeit im Hotel gesehen zu haben, gerade als er das Zimmer der Ermordeten verließ. Ihr Hass auf ihn war so groß, dass sie sogar bereit war, wenn es sein musste, einen Meineid zu leisten. Brenner wusste natürlich, dass er sich damit auf ganz dünnes Eis begab und sie für immer voneinander abhängig sein würden. Es musste ihr Geheimnis bleiben.

Doch dann kam es zum Glück nicht mehr dazu.

Denn kurz nachdem die vermeintliche Zeugin bei der Polizei ihre Aussage gemacht hatte, verlor der Täter jegliche Unterstützung. Die Ratten verließen das sinkende Schiff und er brach förmlich zusammen. Kurz darauf legte er ein umfassendes Geständnis ab.

Dank einer Vereinbarung mit der Staatsanwaltschaft wurde auf einen langwierigen Prozess verzichtet und es kam zu einem schnellen Urteilsspruch, der dem Täter einige Jahre weniger Zuchthaus einbrachte. Die Prostituierte musste vor Gericht nicht mehr aussagen und beide kamen noch einmal mit einem blauen Auge davon.

Für Brenner war dieser Fall zwar abgeschlossen, doch er hinterließ einen schalen Beigeschmack. Sicher, der Täter musste für lange Jahre hinter Gitter, was das einzig Gute an der Sache war. Aber er, Brenner, hatte in gewisser Weise das Recht gebeugt und wollte so nicht mehr weiterarbeiten. Er wollte sich nur noch um sein »Versprechen« kümmern und seine ganze Kraft dafür einsetzen.

Er war nach Hamburg gezogen. In Barmbek hatte er die Räumlichkeiten einer ehemaligen kleinen Leihbücherei angemietet und sich als Privatdetektiv niedergelassen. *Karl Brenner – Private Ermittlungen* stand auf einem Schild an der Eingangstür, die sich rechts neben dem ehemaligen Schaufenster befand.

Von seinem Ersparten und einer Abfindung der Polizei hatte er die Kautions bezahlt, sich einen gebrauchten Opel Rekord gekauft und hatte die ersten Monate davon auch leben können. Nachdem das Geld aufgebraucht war, hatte er sich mit kleineren Aufträgen über Wasser gehalten. Er beobachtete Frauen, die ihren Ehemann betrogen und umgekehrt. Aber er war für diese Arbeit einfach nicht geschaffen. Ihm fehlte die notwendige Überzeugung.

So hatte er seit Monaten keinen richtigen Auftrag mehr bekommen und war praktisch pleite. Die Miete konnte er schon länger nicht mehr zahlen und rechnete fest damit, bald ganz auf der Straße zu sitzen. Selbst sein Auto hatte er schon an eine Bank verpfändet, die ihm einen kleinen Kredit dafür gab, damit er überhaupt noch etwas zum Leben hatte. Aber auch dieser Betrag war bis auf wenige Mark aufgebraucht.

Nicht einmal in der Sache »General Bardenberg« war er weitergekommen. Das Einzige, was ihm geblieben war, waren mehrere Aktenordner, die in einem Regal in der Ecke standen und langsam verstaubten. Das war seine Bilanz, die er heute ziehen musste und die er durchaus als vernichtend bezeichnen konnte. So konnte es nicht weitergehen und er gestand sich ein, dass er am Ende war. Wollte er nicht in der Gosse landen, dann musste sich sein Leben hier und jetzt ändern.

Er beschloss, sich schon in der nächsten Woche nach einer neuen Stelle umzusehen, um endlich wieder ein festes Einkommen zu haben.

»Entschuldigung.«

Die Stimme war ihm fremd und er zuckte zusammen, da er nicht bemerkt hatte, dass jemand ins Zimmer gekommen war. Brenner blickte auf. Im Türrahmen stand ein Mann, den er noch nie gesehen hatte.

Er war nicht sehr groß, knapp einssiebziger, und musste etwa Mitte sechzig sein. Aber die gepflegte Erscheinung, die überhaupt nicht an diesen Ort passen wollte, beeindruckte Brenner doch für einen kurzen Moment. Vor allen Dingen der perfekt sitzende hellgraue Zweireiher, die dazu passende dunkelrote Krawatte mit gleichfarbigem Einstecktuch und die glänzenden hellbraunen Lederschuhe ließen ihn schnell erkennen: Das waren keine Sachen aus dem Kaufhaus oder von der Stange.

»Entschuldigung, aber ich hatte geklopft«, wiederholte der Mann.

Doch Brenner brauchte noch einen Moment, um sich in der Situation zurechtzufinden. Er musste die Türglocke an der Ladentür einfach überhört haben.

»Wir haben geschlossen«, gab Brenner knurrig zur Antwort. Auf Besuch war er nicht vorbereitet und schon gar nicht auf einen Fremden.

»Darf ich Sie, da ich nun schon einmal hier bin, trotzdem kurz sprechen?«, kam die freundliche Frage. Brenner grummelte vor sich hin, was sowohl »Ja« als auch »Nein« bedeuten konnte.

»Hören Sie, ich weiß nicht, wer Sie sind und warum Sie ausgerechnet zu mir kommen, ist mir auch ein Rätsel.« Brenner sprach jetzt etwas verbindlicher, wurde aber gleich wieder von seinem Besucher unterbrochen:

»Wenn ich mich nicht getäuscht habe, dann hängt draußen ein Schild und auf dem las ich: *Karl Brenner – Private Ermittlungen*.«

»Das war mal ... aber das ist vorbei«, knurrte Brenner. »So, ich denke, das war's und Sie können wieder gehen.«

»Na ja, nun bin ich schon einmal hier, da ... ach, Entschuldigung, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. So viel Zeit sollte sein«, sprach der Fremde in ruhigem Ton weiter.

Brenner gab darauf keine Antwort, denn in diesem Augenblick wurde ihm erst klar, dass er noch immer in seinem Unterhemd dasaß, das obendrein nicht mehr das Sauberste war. Aber es kümmerte ihn kaum, denn schließlich wohnte er hier und er konnte sich auch nicht erinnern, diesen Mann eingeladen zu haben.

»Also, mein Name ist Viktor Salomon und ...«

»Schön, nun haben Sie sich vorgestellt. Aber wie ich bereits sagte: Es ist mir egal, ob Ihre Frau fremdgeht oder was sie sonst noch macht. Ich bearbeite solcherlei Fälle nicht mehr, damit ist ein für alle Mal Schluss. Wenn Sie ins Telefonbuch schauen, werden Sie eine Menge Detekteien finden, die Ihren Auftrag mit Sicherheit gerne entgegen nehmen. Wenn ich also bitten darf ...« Beim letzten Satz forderte er durch ein eindeutiges Handzeichen den Fremden auf, den Raum zu verlassen.

»Nein, bitte, da liegt wohl ein erhebliches Missverständnis vor. Ich bin in der Tat gekommen, um Sie zu beauftragen, aber dem Ganzen liegt eine völlig andere Motivation zugrunde.«

Noch während Salomon sprach, griff er in die rechte Jackentasche und zog ein silbernes Visitenkartenetui heraus, entnahm eine Karte und reichte sie an Brenner weiter. Dieser nahm sie wortlos entgegen und hielt sie für einen Moment abschätzend in der Hand. Auf weiß glänzendem Karton und in Goldschrift gedruckt stand dort:

*The Jewish Shoah Foundation  
President Victor S. Salomon  
1042 Park Avenue  
10028 New York*

Jetzt war Brenner doch beeindruckt und fand nicht gleich die richtigen Worte.

»Vielleicht darf ich kurz Platz nehmen und Ihnen alles erklären?«, nahm Salomon das Gespräch wieder auf.

Brenner gab keine Antwort, nickte kaum sichtbar und wies auf den einzigen Sessel im Raum, wobei ihm erst jetzt auffiel, dass er dort seine Garderobe abgelegt hatte. Doch bevor er noch etwas sagen konnte, hatte Salomon bereits reagiert. Er nahm die Sachen, um sie auf einem Stuhl abzulegen, der an der Wand stand.

»Nun gut«, begann Brenner, der sich wieder gefangen hatte, »so wie es aussieht, sind Sie also ein wichtiger Mann. Aber von Ihrem Verein habe ich noch nichts gehört und ich habe auch keine Ahnung, was ich für Sie tun könnte.«

»Oh, dass Sie von unserer Stiftung noch nichts gehört haben, darf Sie nicht verwundern. Wir arbeiten eher unauffällig, aber dafür sehr effizient. Doch bevor ich zu meinem eigentlichen Anliegen komme, erlauben Sie mir bitte, etwas zu meiner Person sagen zu dürfen.«

Nachdem von Brenner keine Reaktion kam, fuhr er fort:

»Wie Sie meinem Namen vielleicht entnehmen können, bin ich Jude und vor etwas mehr als sechzig Jahren in Bremen zur Welt gekommen. Mein Vater war Bankier in Bremen und diesem Umstand verdanke ich es, neben einigem anderen, dass ich heute noch lebe. 1936 ging ich für einige Zeit nach Amerika, um dort bei einer mit unserer Familie eng befreundeten Bankiersfamilie eine Ausbildung zum Bankkaufmann zu machen. Später sollte ich eine Filiale unserer Bank in den USA aufbauen und leiten. Durch verschiedene Umstände kam ich dann nicht mehr nach Deutschland zurück und habe so überlebt. Aber ich habe meine ganze Familie durch den Holocaust verloren und ...«

Brenner unterbrach: »Wenn Sie meinen, ich könnte Sie bei der Suche nach Ihrer Familie unterstützen, dann muss ich Sie enttäuschen. Ich war ja nicht einmal in der Lage, das Schicksal meiner eigenen Familie aufzudecken.«

»Nein, Sie täuschen sich, das ist nicht der Grund meines Besuches. Es geht um etwas ganz anderes. Wenn Sie gestatten, möchte ich gerne mit meiner Geschichte fortfahren.«

Da von Brenners Seite kein Einspruch kam, setzte Salomon seine Erzählung fort.

»Es steht leider fest, dass meine Familie von den Nazis ausgerottet wurde. Aber ich habe überlebt und bin in den Jahren darauf in den USA sehr erfolgreich gewesen. So habe ich es zu einem gewissen Wohlstand gebracht.«

»Das freut mich für Sie, aber ich weiß immer noch nicht, was das alles mit mir zu tun hat«, ging Brenner erneut genervt dazwischen.

»Ich bitte um ein wenig Geduld, meine Geschichte ist wichtig, damit Sie meine Motivation besser verstehen können«, sprach Salomon in ruhiger Tonlage weiter. »Also, ich wurde sehr wohlhabend, einige würden vielleicht auch »sehr reich« dazu sagen. Aber das alles half mir nicht darüber hinweg, dass ich zeitlebens ein schlechtes Gewissen hatte, weil ich als einziger aus unserer Familie den Holocaust überlebt habe. Immer hatte ich das Gefühl, ich hätte in der schlimmen Zeit bei meiner Familie sein müssen, um ihr beizustehen und ihr zu helfen. Der Gedanke, versagt zu haben, ließ mir keine Ruhe mehr. Ich weiß, für Sie mag sich das nicht sehr logisch anhören, aber so ist es nun einmal. So habe ich begonnen, meinen Reichtum und meinen Einfluss zu nutzen, um die Vergangenheit aufzuarbeiten und um meinen Anteil daran zu leisten, dass sich so etwas nie wieder ereignen kann. Deshalb habe ich vor zehn Jahren mit einigen Mitstreitern die Stiftung gegründet und in diesem Zusammenhang sitze ich jetzt auch vor Ihnen.«

»Das ist ja alles sehr schön für Sie oder auch nicht, aber ich habe immer noch keine Ahnung ...«

»Bardenberg«, unterbrach Salomon, »sagt Ihnen der Name *Bardenberg* etwas?«

Brenner blieb für einen Moment die Luft weg. Mit allem hatte er gerechnet, aber nicht damit, dass jemand ihm gegenüber diesen Namen erwähnen würde. In all den Jahren war immer er es gewesen, der den Namen nennen musste, und manchmal hatte er schon das Gefühl gehabt, vielleicht doch einem Phantom hinterherzulaufen. Und dann kam da dieser Fremde und nannte aus heiterem Himmel ausgerechnet diesen einen Namen.

»Ich sehe, jetzt genieße ich Ihre volle Aufmerksamkeit«, sprach Salomon weiter.

»Woher ... wieso ... wie kommen Sie ausgerechnet auf *Bardenberg*?«, stotterte Brenner und konnte seine Überraschung nicht verbergen.

»Weil genau das der Grund meines Besuches ist.«

»Ich verstehe nicht.«

»Sehen Sie, ich sagte doch: Die Motivation für mein Interesse an Ihrer Person ist eine ganz andere, als Sie anfangs dachten.«

»Also wenn Sie wollen, nein, wenn es das ist, was ich gerade denke ... vergessen Sie's«, meinte Brenner erregt, »das kommt für mich überhaupt nicht in Frage.«

»Bitte hören Sie mir noch einen kurzen Augenblick zu, dann können Sie sich entscheiden.«

Brenner sagte nichts, machte aber auch keine erkennbaren weiteren Einwendungen.

»Haben Sie schon einmal den Begriff *Shoah* gehört?«, fragte Salomon. »Shoah kommt aus dem Hebräischen und ist ein Synonym für systematischen Völkermord, vergleichbar dem Begriff Holocaust. Unsere Stiftung wurde so genannt, weil wir zwei Ziele damit verfolgen. Wir wollen und wir müssen für alle Zeiten sicherstellen, dass so etwas, wie in der jüngeren Vergangenheit geschehen, Juden nie mehr widerfahren wird. Zum Zweiten haben wir uns dem jüdischen Volk gegenüber verpflichtet, dafür zu sorgen, dass alle Täter, die an dieser Vernichtung aktiv beteiligt waren, gefunden werden und ihre gerechte Strafe erhalten.« Salomons Stimme hatte zum Schluss an Schärfe zugenommen, die keinen Zweifel daran ließ, wie ernst es ihm mit diesem Vorhaben war. »Nie wieder, ich betone: nie wieder darf es passieren, dass sich so etwas wiederholt. Genauso werden wir zu verhindern versuchen, dass auch nur einer der Täter ungeschoren davonkommt.«

»Sie wollen also Rache?«, fragte Brenner.

»Ich denke, das ist zu kurz gegriffen. Wir wollen Gerechtigkeit im Sinne der unzähligen Opfer. Wenn es nur um Rache ginge, dann würden wir uns wahrscheinlich auf die gleiche Ebene begeben ... nein, Gerechtigkeit, nur darum geht es.«

»Und wie sollte ich Ihnen da von Nutzen sein? Wie passe ich in Ihren Plan?«

»Ganz einfach, indem Sie uns helfen, diesen Bardenberg zu finden«, antwortete Salomon gelassen.

»Ha, *ganz einfach*, natürlich *ganz einfach*.« Brenner konnte seinen Sarkasmus kaum unterdrücken. »Ich denke, Sie haben nicht einmal im Ansatz eine Vorstellung davon, was es heißt, sich mit diesem Thema zu beschäftigen. Sie ...«

»Oh doch, unterschätzen Sie bitte nicht unsere Organisation. Wir verfolgen Ihre Aktivitäten schon seit einiger Zeit und sind zu dem Ergebnis gekommen, dass Sie der Richtige für diese Aufgabe sind.«

»Das kann ich nicht glauben. Denn wenn es stimmt, dass Sie meine Aktivitäten schon länger beobachten, dann müssen Sie auch bemerkt haben, wie wenig ich in all den Jahren erreicht habe. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob dieser Mann überhaupt noch lebt«, erwiderte Brenner resigniert.

Für einen Augenblick schwiegen beide.

Salomon fixierte Brenner, bevor er das Gespräch wieder aufnahm.

»Natürlich ist uns nicht entgangen, dass Ihre Suche nach Bardenberg in den letzten Jahren nicht gerade erfolgreich war. Aber wir kennen auch den Grund für diese Erfolglosigkeit. Sie waren ein Einzelkämpfer, der nicht besonders ernst genommen wurde und den alle offiziellen Stellen weitestgehend boykottiert haben. Aber glauben Sie mir, wenn Sie mit uns zusammenarbeiten, sieht das ganz anders aus, dann ...«

»Hören Sie doch auf!«, unterbrach Brenner. »Ich will einfach nicht mehr ... nein, ich kann nicht mehr. Es braucht nun wirklich nicht viel Fantasie, um festzustellen, wie dreckig es mir geht. Sie brauchen sich doch nur einmal hier umzuschauen. Ich kann ja verstehen dass Sie Ihre Aufgabe erfüllen müssen, aber lassen Sie mich aus dem Spiel. Es gibt bestimmt viel Bessere als mich, die diese Aufgabe für Sie lösen können.«

»Sie wollen also die ganzen letzten Jahre einfach so aus ihrem Leben streichen?«

»Einfach so ... Mann, Sie haben ja überhaupt keine Vorstellung wovon Sie sprechen! Nein, bestimmt nicht *einfach so*, aber der Preis, den ich dafür gezahlt habe, ist zu hoch. Sie sehen doch, wo ich dadurch gelandet bin: ganz unten. So, und nun müssen Sie mich entschuldigen, ich habe zu tun«, sagte Brenner mit sarkastischem Unterton.

»Ich verstehe.« Salomon griff mit der rechten Hand in die Innentasche seines Jacketts. Er entnahm ihr zuerst eine Brieftasche und einen goldenen Füller. Dann holt er aus der Brieftasche ein Scheckheft. Brenner beobachtete das Ganze interessiert, bemühte sich aber, einen gelangweilten Eindruck zu erwecken.

Salomon schlug das Scheckheft auf und begann mit flotter Handschrift, einen Scheck auszuschreiben. Dann riss er ihn an der perforierten Linie ab und legte ihn vor Brenner auf den Tisch.

Bevor Brenner noch einen Blick darauf werfen konnte, sagte Salomon:

»Ich habe mir erlaubt, Ihnen einen Barscheck über 10.000 Deutsche Mark auszustellen, den Sie bei jeder Bank einlösen können. Es ist fürs Erste ein Teil Ihres Honorars und soll Ihre ersten Spesen abdecken.

»Und wen soll ich dafür umbringen?«, entfuhr es Brenner.

»Oh«, antwortete Salomon lächelnd, »Sie müssen natürlich nichts dergleichen tun. Nein, Sie sollen nur mit Ihrer Arbeit fortfahren. Allerdings mit einem ganz entscheidenden Unterschied. Sie haben ab sofort keine finanziellen Probleme mehr und Sie stehen auch nicht mehr allein da. Von nun an haben Sie einen starken Partner an Ihrer Seite: uns.«

Während er sprach, ließ er seinen Blick durch den Raum wandern und er musste sich eingestehen, dass Brenner nicht übertrieben hatte. Der Raum war kärglich eingerichtet. Links von ihm gab es einen Vorhang, hinter dem sich wahrscheinlich ein Bett befand. Auf der anderen Seite sah er eine kleine Kochnische und ein Waschbecken. Daneben stand noch eine Art Küchenschrank, der wohl schon zwei Kriege überdauert hatte. Wahrscheinlich hatte sich früher in diesem Raum das Büro befunden, das zu dem ehemaligen Laden gehörte.

Schon bei seiner Ankunft hatte er feststellen können, dass sich der Laden keinesfalls in einem besseren Zustand befand. Dort war ihm nur der große alte Holzschreibtisch aufgefallen sowie zwei stark abgenutzte Ledersessel und zwei Holzregale, die gefüllt mit Aktenordnern an der Wand etwas verloren ihr Dasein fristeten.

Brenner hatte in der Zwischenzeit den Scheck in die Hand genommen und ihn sich genau angesehen. Für ihn waren die vielen Nullen, die da standen, irgendwie unreal, hatte er doch noch nie einen solchen oder auch nur einen vergleichbaren Scheck in seiner Hand gehalten.

»Sind wir nun im Geschäft?«, unterbrach Salomons Stimme seine Gedanken.

»Geschäft, äh ... ja, wahrscheinlich schon. Aber müssen wir nicht so etwas wie einen Vertrag abschließen?«, wollte Brenner wissen, der seine Fassung noch nicht vollständig wiedergefunden hatte.

»Vertrag ... nein, ich muss mich entschuldigen, dass ich Sie nicht richtig informiert habe. Dies ist kein offizieller Auftrag unserer Organisation. Sie arbeiten ausschließlich inoffiziell für mich, beziehungsweise für uns.«



»Moment, wie darf ich das verstehen? Wenn ich mich richtig erinnere, sprachen Sie von Ihrer vollen Unterstützung«, antwortete Brenner irritiert.

»Das ist auch richtig. Sie bekommen alle uns bekannten und notwendigen Informationen und wir helfen Ihnen, wo es nur geht und wann immer Sie uns brauchen. Sie finden auf der Karte eine Telefonnummer, unter der ich jederzeit für Sie zu erreichen bin. Wenn Sie mich sprechen wollen, nennen Sie nur das Stichwort »Bardenberg«. Sollte ich nicht im Hause sein, hinterlassen Sie eine Nummer, unter der ich Sie zurückrufen kann.«

Brenner antwortete nicht sofort und an seinem Gesichtsausdruck konnte Salomon erkennen, dass hier noch enormer Erklärungsbedarf bestand.

»Sehen Sie, ich glaube, ich muss noch etwas klarstellen. Unsere Stiftung ist natürlich in der Hauptsache eine gemeinnützige Organisation. Die Tätigkeit, die Sie für uns ausführen sollen, ist eher eine inoffizielle.«

»Tut mir Leid, aber ich verstehe Sie nicht. Eben sagten Sie noch, ich hätte in allem Ihre volle Unterstützung. Auf einmal hört sich das ganz anders an. Ich bin mir nicht sicher, ob ich unter diesen Umständen bereit bin, mir das alles noch einmal anzutun«, sagte Brenner verunsichert.

»Darf ich es nochmals so sagen: Wir unterstützen Sie selbstverständlich, wo wir nur können. Es ist nur so, dass Sie offiziell nicht für die Organisation arbeiten können, was bedeutet, dass Sie sich – vor allem offiziellen Stellen gegenüber – nicht auf uns berufen dürfen. Wir würden, nein, wir müssten in so einem Fall bestreiten, Sie überhaupt zu kennen. Aber glauben Sie mir bitte, das wird auch nicht nötig sein. Ich denke, wir sollten es einfach miteinander versuchen.«

Es sah nicht so aus, als sei Brenner wirklich überzeugt. Aber er ließ es fürs Erste dabei bewenden, und fragte nicht weiter nach.

Salomon warf einen Blick auf seine Uhr.

»Oh, ich sehe, es wird höchste Zeit für mich, ich muss mich sputen. Aber ich denke, das Wichtigste haben wir fürs Erste besprochen.«

Salomon erhob sich und während er seine Jacke zuknöpfte, ließ er noch einmal möglichst unauffällig seinen Blick durch den Raum wandern.

Auch Brenner hatte sich erhoben und ihm wurde erst jetzt richtig bewusst, welchen erbärmlichen Eindruck er doch bei Salomon hinterlassen musste. Aber im Grunde war es ihm egal.

Salomon stand schon im Türrahmen, als Brenner ihn noch einmal ansprach:

»Moment, Sie sollten mir schon noch mitteilen, wie es weitergeht. Womit fange ich zum Beispiel an? Denn um ehrlich zu sein, ich habe im Moment keinen Plan.«

»Ja, natürlich haben Sie Recht«, sagte Salomon und drehte sich in Brenners Richtung. »Was sagt Ihnen der Name Simon Wiesenthal? Haben Sie schon von ihm gehört?«

»Wiesenthal ... ist das nicht dieser Mensch, der sich mit der Nazi-Verfolgung beschäftigt? Lebt er nicht in Österreich?«

»Ja, genau den meine ich und bei ihm sollten Sie anfangen. Dort können Sie sich selbstverständlich auf mich, beziehungsweise auf unsere Zusammenarbeit berufen. Er wird Ihnen weiterhelfen.«

»Sie meinen, ich soll nach Österreich reisen, obwohl ich diesen Mann überhaupt nicht kenne?«

»Ja, selbstverständlich, ich denke, dort sollten Sie mit ihrer Arbeit beginnen. Und glauben Sie mir, Sie beide werden sich gut verstehen.«

Sie standen im Laden und hatten sich gerade per Handschlag verabschiedet, als sich Salomon noch einmal zu Wort meldete:

»Vielleicht sollten Sie sich überlegen, ob es nicht sinnvoll wäre, dies alles hier aufzugeben. Ich denke, dass Sie in der nächsten Zeit sehr viel reisen werden und diese Lokalität sicherlich nicht mehr benötigen.«

Brenner gab darauf keine Antwort, konnte aber dem Gesichtsausdruck Salomons entnehmen, dass dieser hierin keinen großen Verlust sah.

Salomon hatte schon die Ladentür ein Stück geöffnet und wollte ansetzen, »Auf Wiedersehen« zu sagen, als er nochmals von Brenner angesprochen wurde:

»Übrigens, was macht Sie eigentlich so sicher, dass ich nicht einfach das Geld nehme und auf Nimmerwiedersehen verschwinde? Schließlich existiert ja nicht einmal ein Vertrag.«

Salomon schaute Brenner einen Moment überlegend an, bevor er mit leichtem Lächeln antwortete:

»Sehen Sie, Brenner, allein die Tatsache, dass Sie mir diese Frage stellen, macht mich da ziemlich sicher. Aber nur, damit wir uns richtig verstehen: Glauben Sie mir, Sie würden nicht sehr glücklich damit werden.«

»Na ja, man kann doch mal fragen«, gab Brenner zurück.

»Selbstverständlich. Nun gut, ich muss weiter. Ich wünsche Ihnen – nein, eigentlich uns – viel Erfolg.«  
Ohne zurückzuschauen, ging Salomon los, wobei er im Gehen noch einmal die Hand grüßend hob und um die nächste Hausecke verschwand.

## 29. Kapitel

Genf, Dienstag 23. Juli 1968

»Monsieur Le Luc, es ist mir eine Freude, Sie wieder einmal in unserem Hause begrüßen zu dürfen.«  
Mit diesen Worten und mit weit geöffneten Armen, so als wolle er den gerade Angesprochenen gleich in seine Arme nehmen, trat Renoir de Beauville an den Tisch. De Beauville war Direktor des Grand Hôtel du Lac in Genf und begrüßte seine wichtigen Gäste gerne mit dieser leicht theatralischen Geste. Der Angesprochene hatte gerade im Restaurant ein opulentes Frühstück zu sich genommen und dabei wie immer die großartige Aussicht auf den Genfer See genossen. Leider spielte das Wetter heute nicht mit und der Himmel war wolkenverhangen, sodass das Wasser eine schmutziggraue Farbe angenommen hatte. Aber da es früh am Morgen war, würde sich das Wetter im Laufe des Tages vielleicht noch bessern.

»Vielen Dank, mein Bester«, antwortete Le Luc mit ausgesuchter Höflichkeit, »gerne würde ich Ihr Haus öfter besuchen, aber Sie wissen ja ... die Geschäfte lassen einem einfach nicht genug Zeit. Doch ich will nicht klagen, so ist es nun einmal, wenn man erfolgreich ist.«

»Das hören wir immer wieder gerne. Ich hoffe, Sie sind diesmal etwas länger unser Gast?«

»Nein, leider muss ich Sie gleich schon wieder verlassen. Aber ich komme bald wieder und hoffe dann, mich etwas länger in Ihrem schönen Haus aufhalten zu können.«

»Es wird uns eine Ehre sein, Sie wieder begrüßen zu dürfen. Darf man fragen, wohin die weitere Reise geht?«

»Aber ja, man darf.« Le Luc nahm die Damast-Serviette und tupfte sich damit noch einmal die Mundwinkel. Dann erhob er sich und verließ freundlich lächelnd das Restaurant, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Nachdem er mit dem Aufzug ins Parterre gefahren war, ging er schnurstracks auf den Empfang zu – nicht, ohne noch einen Blick auf die pompöse Halle zu werfen, die die Form eines mehrstöckigen Atriums besaß. Den oberen Abschluss bildete ein Glasdach, durch das das Tageslicht einfallen konnte. Die einzelnen Zugänge zu den Stockwerken waren offen und wurden von mächtigen Marmorsäulen getragen. Die Einrichtung offenbarte den viktorianischen Stil und die Gediegenheit des letzten Jahrhunderts. Dies war die Umgebung, in der Le Luc sich wohl fühlte und er war überzeugt: Hier gehörte er hin. So zu leben, davon hatte er schon als kleiner Junge geträumt, als er noch auf den Namen Marcus Brock hörte.

Mittlerweile verfügte er über mehrere Identitäten, die er zielgerichtet einsetzen konnte.

Jean Marie Le Luc war das Pseudonym für einen erfolgreichen Kaufmann aus Brüssel und diente ihm meistens als Deckname und Tarnung, wenn er sich in Europa aufhielt und hier tätig wurde.

Der Concierge am Empfang übergab ihm die Rechnung, die er mit seiner »Diners Club«-Karte bezahlte, und einen Fahrzeugschlüssel mit den dazugehörigen Papieren.

Sie gehörten zu dem Leihwagen, den er sich bestellt hatte, um damit nach Lugano zu fahren. Dort sollte er sich mit Bardenberg treffen.

Kurze Zeit später verließ er das Hotel und ging auf ein dunkelblaues Mercedes 230 SL Cabrio zu, das man in der Auffahrt geparkt hatte. Nachdem sein leichtes Gepäck verstaut war, nahm er hinter dem Lenkrad Platz.

Der Wagen konnte noch nicht sehr alt sein. Er besaß noch den Geruch, den Neuwagen verströmten, dazu kam der Duft von edlem Leder.

Le Luc startete den Motor, der willig seine Arbeit aufnahm und die 150 PS mit einem sonoren Klang zum Leben erweckte. Er drückte die Kupplung und schaltete einmal alle Gänge durch, wobei ihm die kurzen und knackigen Schaltwege besonders gut gefielen. Er liebte es, schnelle Autos zu fahren, aber es mussten Schaltwagen sein. Autos mit Automatik, so wie er sie aus den Vereinigten Staaten kannte, mochte er nicht, sie waren ihm zu inaktiv.

Er verließ Genf und fuhr in Richtung Lausanne am See entlang. Der Verkehr war nicht besonders stark. Hier und da musste er einige Lkws überholen, was ihm aber dank des kräftigen Motors zügig gelang. Leicht bremsen, herschalten, Gas geben, wieder heraufschalten. Alles lief routiniert und so problemlos ab, dass er, wie so oft beim Autofahren, seinen Gedanken nachhängen konnte.

Dem reinen Zufall war es zu verdanken gewesen, dass er 1940, direkt nach der Grundausbildung bei der Wehrmacht, einem Abwehroffizier auffiel und dieser ihm die Möglichkeit gab, zur Abwehr zu wechseln. Damals, mit gerade zwanzig Jahren, nutzte er die Chance und machte sehr schnell Karriere. Schon zwei Jahre später gehörte er zum engsten Mitarbeiterstab von Admiral Canaris. Aufgefallen war er durch seine schnelle Auffassungsgabe und sein Talent, Fremdsprachen mühelos zu erlernen. Aber das Wichtigste war sein geradezu geniales Gespür für andere Menschen, die er sehr schnell und fast immer richtig einzuschätzen vermochte.

Aufgewachsen in einfachen Verhältnissen, hatte er bald erkannt, dass sich hier eine einmalige Möglichkeit ergab, seine Träume zu verwirklichen. So war er über die Jahre zu einem der Besten seiner »Zunft« geworden.

Ein vor ihm stark bremsender Lkw brachte ihn in die Wirklichkeit zurück. Er hatte Lausanne erreicht und musste sich etwas mehr auf den stärker werdenden Verkehr konzentrieren. Bei Sion aß er in einer kleinen Landgaststätte zu Mittag und setzte seine Fahrt nach einer guten Stunde fort.

Die Sonne hatte sich jetzt durchgesetzt und ließ die immer noch schneebedeckten Berge in allen möglichen Farbschattierungen glitzern und strahlen.

Le Luc fühlte sich so gut wie schon lange nicht mehr. Bevor er weiterfuhr, öffnete er das Verdeck des Wagens und genoss diesen schönen Tag. Auch wenn die Straßen immer bergiger und kurviger wurden und er ihnen mehr Aufmerksamkeit schenken musste, genoss er doch dieses herrliche Panorama.

Dann, einige Kilometer hinter Sion, fiel ihm der hellblaue Opel Kapitän zum ersten Mal im Rückspiegel auf. Es sah so aus, als würde er ihm schon seit geraumer Zeit folgen. Le Luc war nicht sicher und es konnte reiner Zufall sein, aber seine Sinne wurden sofort aktiviert und alarmiert.

In seinen Gedanken reflektierte er noch einmal die letzten Tage, kam aber zu der Erkenntnis, dass niemand von seinem jetzigen Aufenthaltsort wissen konnte. Doch um sicher zu gehen, beschloss er, in einer der nächsten Ortschaften die Hauptstraße zu verlassen, um zu überprüfen, ob der Wagen ihm weiter folgen würde. In Sierre bog er gleich an der ersten Ampel abrupt nach links ab, ohne vorher den Blinker zu setzen. Im letzten Moment konnte er noch im Rückspiegel den Opel sehen, der aber weiter geradeaus fuhr, ohne seine Geschwindigkeit zu drosseln. Grinsend schüttelte Le Luc den Kopf, weil ihm plötzlich bewusst wurde, dass er vielleicht nur an einem Anflug von Verfolgungswahn litt. Schließlich befand er sich in einer der schönsten Regionen Europas und es waren wahrscheinlich nur Leute, die zufällig die gleiche Strecke wie er fuhren und auf dem Weg in den Urlaub waren.

Nachdem er einige Zeit kreuz und quer durch den Ort gefahren war, kehrte er auf die Hauptstraße zurück, um die Reise fortzusetzen. Er schaute sich aufmerksam in alle Richtungen um, aber von dem Opel war weit und breit nichts mehr zu sehen.

Die Angelegenheit war damit erledigt und er wollte den Rest der Fahrt genießen.

Am späteren Nachmittag kam er in Ulrichen an und bog rechts ab, um in Richtung Airolo zu fahren. Die Sonne hatte ihren höchsten Stand schon überschritten und weit und breit war kein Wölkchen mehr am Himmel zu sehen.

In den Bergen war es kühler geworden und er dachte kurz darüber nach, das Verdeck zu schließen. Doch dann ließ er es sein, weil er die Fahrt im offenen Wagen genoss.

Plötzlich war er wieder da. Le Luc hatte gerade einen Tiertransporter überholt und beim Wiedereinfädeln in die rechte Spur kurz in den Rückspiegel geschaut. Dort sah er, dass der blaue Opel ihm mit größerem Abstand erneut folgte. Er hatte keine Ahnung, wie lange der Wagen schon hinter ihm fuhr, aber jetzt noch an Zufall zu glauben, wäre fahrlässig gewesen.

So, als wolle er sich auf einen Kampf vorbereiten, richtete er seinen Körper auf dem Sitz auf, damit er bei der Fahrt auf der kurvigen Straße Arme und Hände beim schnellen Lenken sicherer nutzen konnte. Er schaltete zurück in den dritten Gang, drückte das Gaspedal fest durch und beschleunigte den Wagen. Die Straße ging jetzt in Serpentinaen über und er musste sich stark konzentrieren, um den Wagen in der Spur zu halten. Es war ein stetiges Herauf- und Herschalten und die Reifen wimmerten in jeder Kurve.

Er war jetzt voll bei der Sache, sein Adrenalinspiegel stieg, aber es machte ihm Spaß. Er liebte solche Herausforderungen. Dennoch gelang es ihm trotz seines fahrerischen Könnens nicht, den Abstand zu seinem Verfolger zu vergrößern.

Er gestand sich ein, dass der Fahrer des Opels ebenfalls kein Anfänger war, zumal dieser mit Sicherheit den schwierigeren Part hatte. Denn der Opel verfügte nicht annähernd über ein so sportlich ausgelegtes Fahrwerk wie sein Mercedes. Le Luc konnte unschwer feststellen, dass der Fahrer stark damit beschäftigt war, den Wagen in der Spur zu halten, da er nach fast jeder Kurve mächtig mit dem Heck ausscherte.

Umso erstaunlicher war es, dass er so gut mithalten konnte, dass der Abstand zwischen ihnen fast gleich blieb.

Dann wäre es beinahe passiert.

Le Luc konnte im letzten Moment noch bremsen, fast wäre er in einen sehr langsam fahrenden Postbus vor ihm geknallt. Er hatte wenige Sekunden zu lange in den Rückspiegel geschaut.

Nur durch schnelles Herunterschalten, gleichzeitiges Vollgas-Geben und reaktionsschnelles Lenken gelang es ihm, dem Bus auszuweichen und ihn zu überholen. Er hatte Glück, denn obwohl er die vor ihm liegende Rechtskurve nicht einsehen konnte, kam ihm in diesem Moment kein anderer Wagen entgegen.

Immerhin brachte ihm dieser Vorfall einen kleinen Vorsprung ein, da es seinem Verfolger nicht gelang, den Bus ebenfalls zu überholen. Aber der Vorteil währte nicht lange.

Dann kamen schon wieder die nächsten Serpentinaugen und er versuchte seinen Vorsprung auszubauen, mit wenig Erfolg. Er beschleunigte den Wagen, indem er jeden einzelnen Gang bis an die Grenzen ausreizte, sodass die Nadel des Drehzahlmessers ständig im roten Bereich hing der Motor unter der Belastung aufheulte.

Le Luc hatte alle Hände voll zu tun, um durch ständiges Gegenlenken den Wagen auf der Straße zu halten. Bei der Anfahrt auf die nächste Rechtskurve bemerkte er instinktiv, dass er zu schnell war und versuchte, durch scharfes Abbremsen den Wagen in der Spur zu halten. Doch es gelang ihm nicht. Der Wagen brach mit dem Heck so stark aus, dass er fast quer zur Straße stand und in Richtung Abgrund rutschte. Nur ein massiver Begrenzungsstein verhinderte das Schlimmste und brachte den Wagen zum Stehen. Es gab einen kurzen Aufprall, wobei wahrscheinlich die hintere linke Stoßstange fest in den Wagen gedrückt wurde.

Aber es blieb keine Zeit auszuruhen, denn der Opel war schon wieder in Sichtweite. Le Luc schaltete in den ersten Gang, vergaß jedoch, die Kupplung richtig zu treten, sodass das Getriebe mächtig rumorte. Aber dann rastete der Gang ein und der Wagen schoss mit jaulenden Reifen zurück auf die Straße.

Le Luc hatte sich wieder gefangen und den Wagen fest im Griff. Er schaffte sogar, sich ein wenig abzusetzen.

In einem kleinen Bergdorf hatte er keine andere Wahl, als den Wagen durch eine Vollbremsung erneut zum Stehen zu bringen. Denn eine kleine Fußgängergruppe, die ihn wohl nicht hatte kommen sehen, überquerte soeben gemütlich die Straße und konnte gerade noch, aufgeschreckt durch die quietschenden Reifen, an die Seite springen. Dadurch war der Opel so nah herangekommen, dass Le Luc zum ersten Mal die Insassen im Rückspiegel sehen konnte. Der Wagen war mit zwei Männern besetzt.

Le Luc gab wieder Gas.

Nachdem sie mit weit überhöhtem Tempo einen weiteren kleinen Ort durchfahren und hinter sich gelassen hatten, kam endlich ein längeres gerades Straßenstück, was Le Luc die Möglichkeit, gab sich ein wenig zu erholen.

Für einen kurzen Moment kam ihm die Idee, einfach anzuhalten, um sich mit den Männern auseinanderzusetzen. Aber zum einen wusste er immer noch nicht, was sie von ihm wollten, und zum anderen fiel ihm ein, dass er unbewaffnet war, da sich seine Pistole im Gepäck befand.

Er verwarf den Gedanken gleich wieder und gab Gas.

Dann kam ein weiteres Problem auf ihn zu. Die Nadel der Tankanzeige stand kurz vor der Reserve und er würde sehr bald tanken müssen.

Ein heftiger Stoß im Rücken riss ihn aus seinen Gedanken. Unbemerkt hatte er die Geschwindigkeit reduziert, weil er für einen Augenblick nicht bei der Sache gewesen war.

So war ihm entgangen, dass der Opel näher gekommen war. Der Fahrer war ihm in den Wagen gefahren, mit der Absicht, ihn von der Straße zu drängen. Dies wäre ihm auch fast geglückt, denn der Mercedes geriet ins Schlingern und Le Luc musste wiederum alles einsetzen, um den Wagen auf der Straße zu halten.

Aber er konnte ihn abfangen, schaltete einen Gang herunter und gab erneut Vollgas.

Der Opel hatte gerade zum Überholen angesetzt und befand sich schon in Höhe des hinteren Kotflügels. Dann riss der Fahrer mit einem Mal das Lenkrad nach rechts und versetzte dem Mercedes einen Stoß in die hintere Seite, was diesen erneut auf Schlingerkurs brachte.

Le Luc gelang es noch einmal, den schleudernden Wagen unter Kontrolle zu bekommen und sich für einen Moment wieder etwas Luft zu verschaffen.

Beide Wagen fuhren jetzt mit fast 160 Stundenkilometern und der Opel wollte wieder überholen, musste aber den Versuch abrupt abbrechen, da auf der Gegenfahrbahn plötzlich ein Pkw auftauchte, der ebenfalls mit hoher Geschwindigkeit fuhr, so dass es fast zum Zusammenstoß gekommen wäre.

Dann ging es erneut in die Berge und obwohl die Straße wieder extrem kurvig wurde, klebte der Opel quasi an der hinteren Stoßstange des Mercedes.

Le Luc hatte alle Hände voll zu tun, um das stark übersteuernde Auto in die nächste scharfe Linkskurve zu bringen und auf der Straße zu bleiben.

Trotzdem gelang es dem Opel ein weiteres Mal, in sein Heck zu fahren. Diesmal reagierte Le Luc wütend, knallte seinen linken Fuß auf das Bremspedal, was dazu führte, dass der Wagen mit blockierenden Bremsen abrupt stoppte.

Aber der Opel-Fahrer hatte vorausschauend und instinktiv reagiert und gleichfalls eine Vollbremsung durchgeführt, wobei der Wagen ausbrach und schräg zur Straße zum Stehen kam.

Le Luc gab Vollgas, um mit durchdrehenden Rädern die letzten Reserven aus dem Motor zu holen. Er setzte alles auf eine Karte und fuhr fast querstehend in die nächste Rechtskurve, obwohl er den weiteren Straßenverlauf nicht einsehen konnte. Es wurde sehr knapp und er konnte gerade noch, kurz vor einem Laster, den Wagen wieder auf die rechte Straßenseite bringen.

Der Opel war für einen Moment nicht mehr zu sehen und Le Luc nutzte seine Chance, einen Vorsprung herauszufahren. Einmal in Schwung gekommen, überholte er nacheinander mehrere Pkws.

Aber auch das hielt den Verfolger nicht ab. Er versuchte ebenfalls, die Wagen zu überholen.

Dann, in einer rechten Haarnadelkurve brach der Mercedes vollends aus, knallte frontal gegen einen Felsvorsprung und blieb quer zur Fahrbahn stehen. Le Luc schaffte es noch, den Rückwärtsgang einzulegen. Aber er konnte die Kupplung nicht mehr treten, denn sein Kopf wurde durch einen heftigen seitlichen Aufprall gegen die Seitenscheibe geschleudert, was ihm für Sekunden das Bewusstsein nahm. Der Opel war ungebremst in die rechte hintere Seite seines Wagens gerast und hatte ihn noch ein Stück weiter gegen den Felsen gedrückt.

Le Luc kam wieder zu sich und wollte sofort aussteigen, doch die Fahrertür ließ sich nicht öffnen. Sie war durch die Felsen blockiert. Er versuchte an der Beifahrerseite auszusteigen, was ihm erst mit einigen Verrenkungen gelang. Mit zitternden Beinen trat er auf die Straße und musste sich für einen Moment am Dach festhalten.

Den Opel hatte es wesentlich schlimmer erwischt. Die ganze Frontpartie war zusammengedrückt und die Motorhaube war geknickt und aufgesprungen. Der stark beschädigte Kühler ließ zischend heißen Wasserdampf entweichen.

Dann erst sah Le Luc das ganze Ausmaß der Karambolage.

Der Mercedes hatte gleichfalls einen Totalschaden, da die gesamte rechte Seite eingedrückt war. Sein zweiter Blick ging wieder zum Opel und er sah die zersplitterte Frontscheibe. Sie hatte dem Kopf des Fahrers, der leblos über das Armaturenbrett gebeugt lag, nicht standgehalten.

Auch der Beifahrer hatte schweren Schaden genommen und hing zusammengesunken in seinem Sitz, mit einem blutigen und zerquetschten Gesicht.

Le Luc hörte die ersten aufgeregten Stimmen und sah, wie einige Leute aus den hinteren Wagen auf die Unfallstelle zuliefen. Jemand sprach ihn auf Italienisch an, aber er reagierte nicht.

Ein junger Mann und ein älterer Herr versuchten, den Fahrer des Opels zu bergen.

Le Luc hatte seine fünf Sinne wieder beisammen und ihm war klar, dass er schnellstmöglich verschwinden musste. Das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte, war ein Verhör durch die Polizei. Er riss seinen Koffer hinter dem Sitz hervor und entfernte sich zügig von der Unfallstelle.

Es war sein Glück, dass sich die umherstehenden Leute in erster Linie um die Verletzten kümmerten. Unbemerkt lief er die Straße zurück.

Der siebte Wagen, ein Ford Taunus, der mit halb geöffneter Fahrertür dastand, erregte seine Aufmerksamkeit. Er ging darauf zu und blickte sich einmal vorsichtig um. Aber niemand interessierte sich für ihn.

Der Wagen war leer und Le Luc bemerkte sofort, dass der Zündschlüssel steckte. Ganz natürlich, als würde der Wagen ihm gehören, warf er sein Gepäck auf den Rücksitz und nahm den Fahrerplatz ein.

Der Wagen sprang sofort an und er rangierte ihn auf die Straße. Dann fuhr er langsam an der Unfallstelle vorbei, wobei er Glück hatte, dass der stehende Gegenverkehr eine kleine Lücke gelassen hatte, durch die der Wagen gerade so hindurchpasste.

Le Luc gab Gas.

Er sah im Rückspiegel, wie ein wild gestikulierender Mann hinter dem Wagen herrannte, doch mit zunehmender Geschwindigkeit wurde die aufgebrauchte Gestalt immer kleiner.

### 34. Kapitel

Paris, Samstag 24. August 1968

Die »grüne Lunge« von Paris, der Park Bois de Boulogne, zeigte sich, obwohl es August war, nicht gerade von seiner besten Seite. Ein leichter Nieselregen hatte sich wie ein feingespinnenes Netz über die Stadt gelegt.

Nadja war bereits seit einer Stunde im Park. Sie wollte unbedingt vor Martin hier sein, mit dem sie sich für zwölf Uhr verabredet hatte. Sie wollten sich am Karussell treffen.

Das kleine Puppentheater hatte noch geschlossen und so konnte sie sich unter das Vordach stellen, wo sie vor der Nässe geschützt war. Von hier aus ließ sich der Vorplatz sehr gut beobachten, ohne selbst gesehen zu werden.

Obwohl es angenehm warm war, fror sie und konnte ein leichtes Zittern nicht verhindern. So sehr sie sich auch auf das Wiedersehen mit Martin freute, so war da auch eine starke Anspannung, eine Mischung aus freudiger Erwartung und Unsicherheit.

Dann plötzlich sah sie ihn. Er stand ein wenig verloren am Parkeingang und schaute sich suchend um. Auch wenn sie sich nur kurz kennen gelernt hatten und seitdem mehrere Wochen vergangen waren, erkannte sie sein Gesicht sofort. Es hatte sich in ihr Gedächtnis eingebrannt.

Trotz der Entfernung zwischen ihnen konnte sie erkennen, dass das Gesicht sich verändert hatte. Es war reifer geworden und das jugenhafte Lächeln war daraus verschwunden.

Nadja war sich nicht sicher, was ihr besser gefiel. Nur in einem gab es für sie jetzt keinen Zweifel mehr: Sie liebte ihn wirklich.

Sie verließ ihre Deckung und ging in seine Richtung.

Genau in diesem Moment sah auch Martin sie und für einen kurzen Augenblick war es wieder da, dieses Lächeln.

Noch etwas verhalten gingen sie aufeinander zu und umarmten sich dann, so, als würden sie sich schon ewig kennen und hätten sich lange nicht mehr gesehen. Nachdem sie die obligatorischen Wangenküsse ausgetauscht hatten, war es Martin, der als erster sprach:

»Hallo ... du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich freue, dich wiederzusehen.«

»Ich mich auch. Aber viel wichtiger ist: Wie geht es dir?«

»Oh, alles bestens«, setzte Martin an, doch dann sah er die Skepsis in Nadjas Augen. »Quatsch, was soll ich dich anlügen? Um ehrlich zu sein: Es geht mir nicht besonders gut.«

»Ich hätte es dir auch nicht geglaubt. Als ich dich eben kommen sah, konnte ich es in deinen Augen erkennen. Sie sahen so unsagbar traurig aus. Was ist geschehen?«, wollte Nadja wissen.

»Ach, eigentlich nichts Spezielles. Es sind einfach die gesamten Umstände. Aber sag mir lieber, wie geht es dir? Wie war es zu Hause? Was sagen deine Eltern? Hast du ihnen von uns erzählt?«

»Oh Mann, das sind ja eine Menge Fragen«, antwortete Nadja ein wenig zögerlich.

Sie hatte gehofft, dass Martin sie nicht gleich damit überfallen würde. Seit dem gescheiterten Gespräch mit ihren Eltern hatte sie schon seit Tagen überlegt, was und vor allen Dingen wie sie es ihm sagen sollte.

Nach diesem Gespräch war sie so wütend gewesen, dass sie umgehend das Haus ihrer Eltern verlassen hatte. Sie nahm sich nicht einmal die Zeit, frische Sachen einzupacken. Ihre Mutter hatte noch versucht, sie zurückzuhalten. Da sie aber in der ganzen Angelegenheit eine ähnliche Meinung wie ihr Vater vertrat und sie sich bestimmt nicht gegen ihn stellen würde, sah Nadja keine andere Möglichkeit als die zu gehen.

Sie fuhr zuerst einmal nach La Rochelle, wo sie sich in einem kleinen Hotel ein Zimmer nahm. Sie brauchte Zeit, um über alles nachdenken zu können.

In der folgenden Nacht schlief sie kaum und war sich erst am frühen Morgen im Klaren darüber, wie es weitergehen sollte.

Nadja hatte sich für Martin entschieden und für eine eigene Zukunft. Sie hatte keine Ahnung wie die konkret aussehen sollte. Sie wusste nur, dass sie diese Zukunft selbst in die Hand nehmen wollte.

Dann war sie losgezogen, hatte bei der Bank eine größere Summe von ihrem Konto abgehoben und beschlossen, sich neu einzukleiden. Anschließend ging sie ins Café de la Paix und gönnte sich dort ein opulentes Menü.

Danach ging es ihr besser und sie war fest davon überzeugt, die richtige Entscheidung getroffen zu haben.

Die folgenden Tage bis zum Treffen mit Martin waren dann aber doch wieder ein ständiges Auf und Ab ihrer Gefühle gewesen.

»Ich würde ja gerne sagen, dass meine Eltern dich schön grüßen lassen«, antwortete Nadja auf Martins Frage, »aber leider stimmt es nicht. Das Gespräch mit ihnen verlief alles andere als gut. Ich hätte nie gedacht, wie engstirnig sie in Wirklichkeit noch sind.«

»Urteilst du jetzt nicht etwas zu hart? Irgendwie kann ich sie schon verstehen. Da lernt ihre einzige Tochter einen wildfremden Menschen kennen, zudem noch einen Deutschen. Vielleicht ist es ein bisschen viel verlangt, zu erwarten, dass sie sofort damit einverstanden sind.«

»Nein, das sehe ich ganz anders. Aber nun zu dir, erzähl mir, wie ist es dir ergangen ist.«

Sie standen eng beieinander. Der Regen hatte aufgehört und die Sonne schaffte es zum ersten Mal an diesem Tag, ein kleines Loch in die Wolkendecke zu reißen und sich zu zeigen.

»Lass uns ein Stück spazieren gehen«, sprach Nadja weiter, bevor Martin antworten konnte.

»Gute Idee, dann können wir uns alles Weitere erzählen.«

Der Park hatte sich mittlerweile gefüllt. Spaziergänger, junge Familien mit Kindern und jede Menge Liebespaare bevölkerten die Wege.

Einige hatten sich auf einer großen Wiese niedergelassen, um einfach zu faulenzen, oder breiteten ihr Geschirr und Lebensmittel aus, um ein Picknick zu veranstalten.

Die Sonne hatte sich durchgesetzt, die Wolken nun ganz vertrieben und begann, den Park angenehm zu erwärmen.

Nadja und Martin spazierten langsam um einen größeren Teich und informierten sich gegenseitig über die Ereignisse der letzten Tage.

Nadja erzählte ihm allerdings nur die halbe Wahrheit, weil sie beschlossen hatte, dass die ganze Lebensgeschichte ihrer Eltern für Martin nicht so wichtig war. Auch die strikte Ablehnung ihrer Eltern bezüglich einer Partnerschaft mit ihm erwähnte sie mit keinem Wort. Schließlich war ihre Liebe zu ihm ja immer noch ihr Geheimnis und sie hatte keine Vorstellung, wie er darauf reagieren würde. So gab sie vor, dass es hauptsächlich politische Gründe waren, warum ihre Eltern Martin nicht kennen lernen wollten.

Aber auch Martin war nicht ganz offen zu ihr. Er erzählte ihr zwar von seinem Unfall, tat aber so, als wäre dieser nur geschehen, weil er für einen Moment nicht aufgepasst hatte. Den Einbruch erwähnte er gar nicht.

Ihre Hände hatten sich irgendwann gefunden, ohne dass sie sich dessen richtig bewusst waren. Wie sie da so gingen, Hand in Hand, hätte sie jeder für eines der vielen Liebespaare gehalten.

Sie unterhielten sich fortwährend und waren so mit sich selbst beschäftigt, dass sie nicht bemerkten, wie ihnen schon seit geraumer Zeit ein Mann folgte, der sich wie einer der üblichen Touristen verhielt und pausenlos Fotos schoss.

Aber er hatte anscheinend nur ein einziges Motiv: Das Pärchen vor ihm.

Trotzdem versuchte er, sich wie ein Tourist zu verhalten, der er nicht war. Ein schlanker Mittvierziger, mit einem grauen Anzug bekleidet, der sicher in jedes Büro gepasst hätte. Doch an diesem Ort wirkte er deplaziert, auch wenn das niemandem auffiel.

## 36. Kapitel

Córdoba, Donnerstag 15. August 1968

»Mr. Brenner, Mr. Karl Brenner from Vienna, Austria, Pan Am Flight 656. Please contact the information desk ... Mr. Brenner, please.«

Brenner stand an der Gepäckausgabe und wartete auf seinen Koffer. Es war früher Abend, er war müde vom langen Flug und hatte den Zoll noch vor sich. Die 100-Dollar-Note hatte er in seinen Pass gelegt

und konnte nur hoffen, dass der Tipp von Lehmann richtig gewesen war. Er hatte kein Interesse, die hiesigen Gefängnisse kennen zu lernen.

Der Flughafen von Córdoba war sehr klein und sah ein wenig notdürftig aus. Brenner hatte eine Odyssee hinter sich. Von Wien ging es zuerst mit dem Flieger nach Frankfurt, dann weiter über Madrid nach Buenos Aires, um von dort aus endlich Córdoba zu erreichen.

Er war sommerlich gekleidet und froh leicht. Das lag zum einen an der Übermüdung und zum anderen daran, dass die Temperaturen nur bei 16 Grad lagen. In Argentinien war jetzt die Winterzeit, was er nicht wusste und erst von einer freundlichen alten Dame im Flugzeug erfahren hatte.

»Mr. Brenner ...«, erklang erneut die Ansage aus dem Lautsprecher und erst jetzt wurde ihm bewusst, dass ja er damit gemeint war.

»Señor, abben Sie zu verzollen?« Die Stimme des Zollbeamten ließ ihn zusammenzucken.

»Nein«, brachte er nur heraus und gab ihm den Pass. Der Zöllner öffnete ihn gekonnt und knallte mit fester Hand seinen Stempel auf die Seite. Brenner hatte ihn genau beobachtet, aber nicht bemerkt, wie der Geldschein entnommen wurde. Es ging zu schnell und ihm wurde klar, hier war ein Profi am Werk, der das nicht nur einmal am Tag machte.

Mit einem »Bienvenido en Argentina« gab er ihm den Pass zurück und Brenner konnte einreisen.

In der Ankunftshalle hielt er Ausschau nach dem Informationsschalter, den er auf der linken Seite in der Nähe der Ausgänge fand.

Beim Näherkommen sah er einen jungen Mann, etwa Mitte dreißig, der auf ihn zu warten schien. Er trug einen hellgrauen Anzug und machte einen leicht blasierten Eindruck.

Brenner ging zielgerichtet auf ihn zu und stellte Koffer und Tasche ab, um ihm die Hand geben zu können.

»Hallo, ich bin Karl Brenner«, sagte er, während er dem Mann die rechte Hand entgegenstreckte.

Dieser sah ihn einen Augenblick konsterniert an, so als hätte er ihn nicht verstanden.

»Ach ja, natürlich ... I am Karl Brenner from Austria ... from Mr. Lehmann, you know«, kratzte er seine wenigen Englischkenntnisse zusammen.

»Oh, ich habe Sie schon verstanden«, erwiderte der Fremde in lupenreinem Deutsch, »und was kann ich bitte für Sie tun?«

»Wenn Sie wollen, können w...« Es hatte einen Moment gedauert, bis Brenner begriff, dass er wohl den Falschen angesprochen hatte.

»Entschuldigung, aber ich dachte ...«, sagte Brenner, doch der Mann hatte sich schon vom ihm abgewendet und ging auf eine junge Frau zu, die er wohl erwartet hatte.

Brenner drehte sich ebenfalls in Richtung Tür.

Da stand sie.

Sie schien ihn die ganze Zeit beobachtet zu haben, ohne ein Wort zu sagen, und schaute ihn ohne jegliche Gefühlsregung an. Sie sah umwerfend aus, wie sie da so stand in ihrer khakifarbenen Militärhose und einem grauen Rollkragenpullover.

Sie war schlank und wohlproportioniert. Ihre kurzen schwarzen Haare passten sich hervorragend dem schmal geschnittenen Gesicht an. Die hoch stehenden Wangenknochen und die leicht gebogene Nase verliehen ihrem Aussehen etwas Orientalisches. Aber ihre dunklen Augen wollten nicht ganz zu diesem schönen Gesicht passen. Ausdruckslos blickten sie ihn an.

*Mensch Junge, die Puppe da, det is ne echte Wuchtbrumme*, hätte Kalli jetzt gesagt, schoss es Brenner durch den Kopf.

»Herr Brenner, nehme ich an?« Ihre Stimme klang etwas rauchig mit einem abweisenden Unterton.

»Laura Stern, ich soll Sie hier abholen.«

Ohne ihm die Hand zu geben oder eine Antwort abzuwarten, drehte sie sich um und steuerte auf die Tür zu.

Es schien ihr egal zu sein, ob er ihr folgte oder nicht, war Brenners Eindruck.

Er nahm sein Gepäck und ging ihr hinterher.

»Na prima. Das sind ja tolle Aussichten«, murmelte er vor sich hin, während er das Flughafengebäude verließ.

Laura ging zielstrebig auf einen an der Seite parkenden dunkelgrünen Land Rover zu, öffnete wortlos die Beifahrertür und stieg dann selbst auf der Fahrerseite ein.

Brenner sah in der geöffneten Tür die Aufforderung einzusteigen. Während er sein Gepäck auf dem Rücksitz verstaute, startete sie schon den Motor und gab Gas, noch bevor er richtig auf dem Beifahrersitz Platz genommen hatte.



Er wurde in den Sitz gepresst und konnte gerade noch die Tür ergreifen, um sie zu schließen.

Laura fädelt sich in den fließenden Verkehr ein und schaltete die Gänge so brutal, dass bei fast jedem Gangwechsel das Getriebe sich durch lautes Kratzen beschwerte.

Schon nach kurzer Zeit fuhr sie auf die Ausfallstraße, die nach Córdoba führte und die Stadt mit dem außerhalb liegenden Flughafen verband. Die Straße war, anders als Brenner es von zu Hause kannte, in keinem guten Zustand. Der Wagen wurde immer wieder durch kleinere und auch größere Schlaglöcher erschüttert und die Karosserie knarrte und klapperte an verschiedenen Ecken. Auch der Dieselmotor wollte nicht überhört werden und machte lautstark auf sich aufmerksam, so dass eine Unterhaltung im normalen Ton kaum möglich war.

»Doch ... danke ... ja, ich hatte einen guten Flug«, sagte Brenner mit lauter Stimme und startete einen Versuch, um damit das Eis zu brechen und mit Laura ins Gespräch zu kommen. Nachdem aber von ihrer Seite keinerlei Reaktion kam, sprach er einfach weiter.

»Wissen Sie, man mag es kaum glauben, aber ich bin zum ersten Mal in meinem Leben geflogen und dann auch noch direkt nach Argentinien. Aber es hat mir Spaß gemacht, ja, ich könnte mich daran gewöhnen. Nur die Flugzeit ... diese vielen Stunden schlauchen einen doch ganz schön.«

Sie reagierte immer noch nicht und starrte mit ausdruckslosem Gesicht auf die Fahrbahn, als müsse sie sich voll auf den Verkehr konzentrieren, der allerdings gar nicht so stark war.

»Und wie lange leben Sie schon hier?«, startete er einen erneuten Versuch. »Was machen ...«

»Hören Sie«, unterbrach Laura und schaute ihn ablehnend an. »Ich denke, ich muss mal etwas klarstellen. Ich mache das hier nicht freiwillig, sondern ich wurde damit beauftragt. Also sollten wir unsere Konversation auf das Allernotwendigste beschränken. Und was die Sache noch erschwert: Ich kann Sie nicht ausstehen.«

»Was? So schnell schon ... andere brauchen immerhin ein paar Stunden, um zu dieser Erkenntnis zu kommen«, bemerkte Brenner scherzhaft, um die Situation etwas aufzulockern.

Aber sie lachte nicht.

Er beschloss, es dabei zu belassen, denn er sah die Sinnlosigkeit seines Bemühens ein und schaute sich nur noch stumm die Gegend an, durch die sie fuhren. Wenige Minuten später waren schon die Randbezirke Córdoba zu erkennen.

Brenner konnte kaum glauben, was er da sah.

Die Behausungen erinnerten ihn in gewisser Weise an die Nachkriegsjahre in Deutschland. Aber es waren nicht die Ruinen der zerbombten Häuser, die er noch kannte. Nein, das hier war Ausdruck einer ganz anderen Art von Armut. Noch nie in seinem Leben hatte er so viele ärmlich zusammengezimmerte Hütten aus Holz und Blech gesehen, wie sie hier über eine sehr große Fläche verteilt waren. Die Straßen beziehungsweise die notdürftig angelegten oder natürlich entstandenen Wege verliefen unorthodox und waren gesäumt von kleinen stehenden Flüssen und Kloaken. Es hatte etwas Widernatürliches, geradezu Anarchisches.

Ihm fiel ein Wort dafür ein, das er bisher nur aus Fernsehberichten kannte: Slums.

Diese Eindrücke brachten seine Laune auf den absoluten Nullpunkt. Er fragte sich zum x-ten Mal, worauf er sich nur eingelassen hatte.

Dann erreichten sie Córdoba.

Es gab einen weiteren Kulturschock für ihn.

Hatten sie gerade noch die Armut gesehen, so fuhren sie jetzt in eine Großstadt mit prächtigen Häusern und großzügigen Geschäftsstraßen. Erstaunlich viele gut angezogene Menschen waren um diese Zeit noch unterwegs.

Brenner sah zum ersten Mal eine Stadt mit südlichem Flair, wie er sie bisher nur von Bildern aus Illustrierten kannte.

Sie fuhren über eine vierspurige Straße, die in der Mitte durch eine breite Promenade geteilt war, die voller Menschen war. Brenner schaute sich fasziniert die Umgebung an. Da waren auf beiden Seiten prachtvolle mehrstöckige Häuser mit viel Stuck und jedes Haus schien in einem anderen Stil erbaut. Natürlich ließ sich nicht übersehen, dass der Zahn der Zeit an ihnen genagt hatte. Bei einigen wäre eine Renovierung durchaus angebracht gewesen.

Aber durch die untergehende Abendsonne lag ein besonderer Glanz auf ihnen, eine Art Patina, die sie einfach schön aussehen ließ.

Besonders auffällig für Brenner waren die vielen Restaurants und Straßencafés, deren Tische bis an den Rand des Bürgersteiges standen und die alle besetzt waren. Aber da war noch etwas anderes, das ihn beeindruckte, weil er es bisher nicht kannte. Es war die Lebensfreude und eine ansteckende Fröhlichkeit,

die sich irgendwie auf ihn übertrug. Und obwohl es schon Abend war, spielten und tobten noch sehr viele Kinder auf der Straße oder saßen an den Tischen. So etwas kannte er aus Deutschland nicht. Wenig später bogen sie von der Hauptstraße ab und fuhren durch einige Seitenstraßen.

Der Zauber des zweiten Eindrucks von Córdoba war schnell verflogen, denn je weiter sie fuhren, desto schlechter wurde auch die Beschaffenheit der Häuser und es waren lange nicht mehr so viele Menschen auf der Straße.

Ganz plötzlich, ohne jegliche Vorwarnung, riss Laura das Lenkrad nach rechts, fuhr in eine kleine Gasse und bremste den Wagen voll ab. Brenner wurde leicht gegen das Armaturenbrett geschleudert.

»Wir sind da. Dort wohnen Sie«, sagte sie ohne Umschweife, »dort werden Sie übernachten.«

Mit *dort* war wohl das Haus rechts von ihm gemeint, das mit blauen Leuchtbuchstaben *Hostal de La Plata* auf sich aufmerksam machte.

Dies war aber auch das einzige, was leuchtete, denn das Gebäude machte nicht gerade den besten Eindruck. Es eine »Bruchbude« zu nennen, wäre nicht unbedingt eine Beleidigung gewesen.

»Ich werde Sie morgen Vormittag um zehn Uhr abholen«, war Lauras einziger Kommentar und sie sagte es mit der unüberhörbaren Aufforderung, endlich auszusteigen.

Brenner wollte noch etwas erwidern, unterließ es aber, nahm sein Gepäck und trat auf die Straße.

Er hatte die Tür noch nicht ganz geschlossen, als Laura schon wieder Vollgas gab und mit durchdrehenden Rädern losfuhr.

## 51. Kapitel

Baltimore, Freitag 13. September 1968

»Ich habe dich auf Shortys Beerdigung vermisst«, sprach Charley Jack Brannigan an, während er ihm ein frisches Guinness hinstellte.

»Ich geh' nie zu Beerdigungen, nicht mal zu meiner eigenen«, kam die brummige Erwiderung.

Jack Brannigan war ein Urgestein beim Baltimore Police Department, für das er seit fast dreißig Jahren arbeitete. Wie Charley war er Amerikaner irischer Abstammung, konnte seine Herkunft aber noch weniger leugnen. Er war ein großer Mann mit stämmiger Statur und auffälligen rotblonden Haaren. Sein zweites hervorstechendes Merkmal war sein irischer Dickschädel, der dafür gesorgt hatte, dass er nach fast dreißig Jahren Polizeidienst immer noch den Rang eines Sergeants bekleidete, obwohl er längst hätte Captain sein können.

Aber Anpassung an das Establishment war nicht sein Ding. Er ging von jeher seinen eigenen Weg, und das meistens erfolgreich. Doch diese Eigenständigkeit hatte ihren Preis. So hielt sich die Summe seiner Belobigungen stets die Waage mit der seiner Abmahnungen. Immer wieder kursierten hartnäckige Gerüchte, er sei bestechlich. Aber es gab niemanden, der das offen ausgesprochen hätte. Brannigan wusste von diesen Gerüchten, doch sie interessierten ihn nicht, denn mit Bestechlichkeit hatte er nichts am Hut.

»Wie sieht es aus? Habt ihr schon was? Einen Verdacht?«, fragte Charley nach.

Brannigan trank das Glas halb leer und sah Charley nachdenklich an, bevor er antwortete.

»Nein, bisher noch nicht. Das einzig Gesicherte ist, dass es ein Profi war. Aber die Abteilung arbeitet ja auch nicht gerade mit Hochdruck an diesem Fall«, sagte Brannigan lapidar und erweckte dabei selbst nicht den Eindruck, ein großes Interesse an der Aufklärung zu haben.

»Und was ist mit dir? Shorty war immerhin dein Freund. Ich denke, Ihr kanntet euch schon aus der High School?«

»Ja, und wenn schon? Das war einmal. Er war ein Säufer und wenn ich dich daran erinnern darf: Er ist in den letzten Jahren mit uns, ich meine mit dem Department, nicht immer fair umgegangen. Es gab da eine Reihe von Berichten, die unsere Arbeit nicht gerade unterstützt haben. Die ...«

»Die oft durchaus berechtigt waren«, unterbrach Charley, »wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht.«

»Mag sein. Aber sie waren einseitig und zu polemisch. Er hätte das nicht machen sollen«, erwiderte Brannigan und leerte sein Glas. »Das sind unsere Angelegenheiten, die klären wir selbst.«

»Ja, aber wie man weiß, leider mit wenig Erfolg«, antwortete Charley, nahm das Glas und hielt es unter den Zapfhahn, um es erneut zu füllen.

»Was weißt du denn schon, du hast doch keine Ahnung. Wir ...« Brannigan stoppte abrupt, sprang vom Barhocker, drehte sich einmal um die eigene Achse und hielt einen jungen Mann am Arm fest, der hinter ihm vorbeischlich, um die Bar zu verlassen.

»Aldo, mein Freund. Du willst uns doch nicht schon verlassen, ohne mich zu begrüßen? Kein schöner Zug.«

»Oh Sergeant, tut mir Leid, hab' Sie nicht gesehen. Aber ich muss los ... wichtiger Termin.«  
Brannigan hielt ihn immer noch am Arm, ohne den Griff zu lockern.

»Aldo, das solltest du noch mal üben.«

»Was?«

»Na, das Lügen, das konntest du schon mal besser. Aber es trifft sich gut, dass ich dich hier treffe. Wollte sowieso zu dir. Hab da ein paar Fragen. Weißt du was, da hinten am Fenster ist eine Sitzecke frei und da setzen wir uns einfach hin.«

Brannigan gab Aldo keine Möglichkeit zu antworten, sondern schob ihn zu dem Tisch, wobei er den Griff etwas lockerte, aber die Hand nicht von seinem Arm nahm. Nachdem beide sich gesetzt hatten, gab er Charley ein Zeichen, ihnen zwei Bier zu bringen.

»Na, dann erzähl mal. Wie geht es dir? Was macht die Familie? Wie laufen die Geschäfte?«

Der Angesprochene hatte sich in eine der mit dunkelrotem Kunstleder bezogenen Bänke geschoben und fühlte sich sichtlich unwohl.

»Was soll der Quatsch? Es interessiert Sie doch sowieso nicht, wie es mir geht oder was ich mache. Und meine Familie geht Sie schon gar nichts an.«

Brannigan saß ihm direkt gegenüber und fixierte ihn, ohne zu antworten. Aldo Pellegrino war ein hübscher Junge Mitte zwanzig, dunkelhaarig und von schlanker Statur. Er war das jüngste von vier Kindern. Die Pellegrinos betrieben eine kleine Wäscherei in der Madison Street, Downtown Baltimore. Sie waren achtbare und anerkannte Amerikaner mit sizilianischen Wurzeln.

Leider war Aldo der Einzige, der einen falschen Weg eingeschlagen hatte. Er träumte den amerikanischen Traum, aber in der italienischen Version. Einer geregelten Arbeit nachzugehen, war nicht sein Ding. Er war davon überzeugt, dass die tägliche Schufterei seiner Eltern sich nicht lohnte und ihn nicht weiterbringen würde.

Obwohl einigermaßen intelligent, hatte er schon in jungen Jahren die Schule abgebrochen und eine kriminelle Karriere vorgezogen. Begonnen hatte er als kleiner Gelegenheitsdieb, um sich später als Geldeintreiber der örtlichen Mafia Respekt und Anerkennung zu verschaffen. Auch wenn Brannigan ihn schon mehrfach erwischt und festgenommen hatte, war es ihm immer wieder gelungen, mit Hilfe seiner Anwälte bereits nach wenigen Tagen freizukommen. So war ihm bisher ein längerer Aufenthalt im Gefängnis erspart geblieben.

»Hör zu«, begann Brannigan, nachdem Charley ihnen Bier gebracht hatte, »ich werde nicht lange herumreden. Der Moment ist gekommen, in dem ich einen Gefallen von dir einfordern werde.«

»Gefallen? Wofür?«, wollte Aldo wissen und trank einen kleinen Schluck. »Ich schulde Ihnen gar nichts, also wüsste ich auch nicht, warum ich Ihnen einen Gefallen tun sollte. Lassen Sie mich einfach in Ruhe.«

»Aldo, langsam mache ich mir wirklich Sorgen.« Brannigan grinste. »Zuerst das Lügen verlernt und nun auch noch das Gedächtnis verloren. Mann, Junge, wo soll das noch hinführen? Aber ich werde dir ein wenig auf die Sprünge helfen. Schon vergessen, letzten Monat? Wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stich lässt, ist es kaum länger her, dass ich dich quasi bei der Ausübung eines Verbrechens erwischt habe.«

»Das war reine Notwehr«, erwiderte Aldo hektisch, »und das wissen Sie auch. Mancuso hatte mich angegriffen und ich musste mich wehren ... mich verteidigen.«

»Verteidigen? Mit einem Totschläger? Eigenartig, findest du nicht auch? Aber entspann dich. Nur so unter uns – ich meine, ganz inoffiziell – dieses üble Schwein, dieser Zuhälter, hatte es irgendwie verdient. Vielleicht hättest du ihm das Gesicht nicht direkt zu Brei schlagen müssen, aber doch ... es war mal an der Zeit.«

»Moment, ich verstehe nicht, wieso ...«

»Wieso ich dich damals habe laufen lassen? Sagte ich doch gerade. Er hatte es verdient und du bist mir dafür etwas schuldig. Aber wenn du willst, kann ich meine Meinung natürlich auch ändern. Dann werde ich deinen Schlagring mit deinen Fingerabdrücken ganz plötzlich wiederfinden und als Beweis vorlegen. Das und meine Aussage dürften ausreichen, dich diesmal für längere Zeit hinter Gitter zu schicken. Die Entscheidung liegt ganz bei dir.«

Aldo antwortete nicht sofort. Er ließ seinen Blick einmal durch die ganze Bar schweifen, so als wolle er schauen, ob sich einer der zahlreichen Gäste für ihn interessierte. Er wollte gar nicht darüber nachdenken, was passierte, wenn er ausgerechnet hier mit dem Sergeant gesehen würde und man daraus falsche Schlüsse zöge. Das könnte sich unter Umständen sehr negativ für ihn auswirken.

»Und was wäre das? Was soll ich für Sie machen? Ich meine, wenn ich mich überhaupt dazu entschließen würde«, fragte er skeptisch.

»Das *Wenn* steht gar nicht zur Debatte. Ich denke, dir bleibt keine andere Wahl«, antwortete Brannigan trocken. »Also, ich möchte von dir nur eine kleine Information. Du hast doch bestimmt von dem Mord an diesem Reporter gehört, der kürzlich hier in der Straße passiert ist. Wir sind ziemlich sicher, das war die Arbeit eines Profis. Du sollst dich einfach nur ein bisschen in der Szene umhören, wer dafür infrage kommt, oder noch besser, wer eventuell den Auftrag gegeben hat.«

Aldo zuckte zurück. Er schaute sich nochmals im Lokal um und war erleichtert, dass er zumindest im Moment kein bekanntes Gesicht sah. Dann beugte er sich über den Tisch, um sich Brannigan zu nähern. Er sprach leise, so als befürchte er, jemand könnte dieses Gespräch belauschen.

»Wer hat Ihnen denn ins Gehirn geschissen? Sie können doch nicht ernsthaft glauben, dass ich für Sie meinen Arsch riskieren werde! Bevor ich den Spitzel mache, lasse ich mich lieber von Ihnen einbuchten. Besser Knast als Tod.«

Brannigan rutschte ebenfalls etwas nach vorne, wobei sich sein Grinsen noch verstärkte.

»Nun komm mal wieder runter. Die Nummer *Großer Gangster* kannst du ja gerne vor deinen Freunden spielen. Aber verschone mich damit. Du hast doch keine Vorstellung davon, was Knast wirklich bedeutet. Das hältst du nicht mal einen Monat durch. Und ich möchte gar nicht erst darüber nachdenken, was dann mit deiner Mama passiert. Du hast ihr schon genug angetan und du weißt ganz genau, sie würde diese Schmach nicht überleben.«

Brannigan konnte es Aldo ansehen, das Argument »Mama« hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Aldo konnte seine italienischen Wurzeln eben doch nicht ganz verleugnen.

»Wenn ich einverstanden bin ... ich meine, ich habe noch nicht »Ja« gesagt ... aber wenn, sind wir dann quitt? Werden Sie den Beweis dann endgültig verschwinden lassen?«

»Das hängt ganz von dir ab. Wenn deine Informationen zuverlässig sind, dann sind wir quitt, du hast mein Wort.«

Aldo trank das Glas in einem Zug leer. Seine Kehle war wie ausgetrocknet. Er hatte Angst. Er wusste, es gab keinen anderen Ausweg. Aber es war vor allen Dingen die Ungewissheit, wie die Sache ausgehen würde.

»Ich habe keine Ahnung, wie ich Ihnen helfen kann. Ich hab' doch gar keinen Zugang zu solchen Informationen. Aber ich werde es versuchen.«

»Gut, aber diesmal untertreibst du ein wenig. Immerhin habe ich deinen *Werdegang* in den letzten Jahren sehr gut verfolgen können. Du hast es geschafft, in der Hierarchie des Malanese-Clans ganz schön aufzusteigen. Aber was wichtiger ist, du genießt ihr Vertrauen. Sei vorsichtig, dann wird auch nichts passieren. Wenn du etwas herausgefunden hast, hinterlass hier bei Charley eine Nachricht für mich. Ich finde dich dann schon.«

Aldo stand auf, ohne noch etwas zu antworten und verließ fast fluchtartig das Lokal.

Brannigan ging zur Bar, warf einige Dollar auf die Theke, winkte Charley zu und wollte ebenfalls gehen.

»Jack, halt, einen Moment!«, hörte er Charleys Stimme, »ich habe hier noch was für dich ... von Shorty.« Brannigan drehte sich um, ging zurück zum Tresen, während Charley in einer Schublade nach etwas suchte.

»Wieso? Was sollte Shorty mir schon geben wollen?«, fragte Brannigan überrascht.

Charley hatte das Gesuchte gefunden und reichte Brannigan einen schmalen braunen Briefumschlag.

»Keine Ahnung. Ist auch schon einige Zeit her. Da gab er mir diesen Umschlag und ich musste ihm hoch und heilig versprechen, ihn an dich weiterzuleiten, sollte ihm etwas zustoßen. Also, was auch immer er enthält, ich weiß es nicht.«

Brannigan nahm den Umschlag etwas zögerlich entgegen, sah ihn von allen Seiten an und riss ihn schließlich auf. Er blickte hinein, fand aber nur einen Zettel und einen Schlüssel. Er betrachtete beides, griff noch einmal in den Umschlag, doch nichts Weiteres befand sich darin. Auf dem Zettel standen nur eine Telefonnummer und eine längere Zahl. Er sah sich den Schlüssel genauer an. Es war kein normaler Türschlüssel. Er gehörte wahrscheinlich zu einem Bankschließfach.

## 60. Kapitel

Lobnja, Samstag 17. August 1968

Etwas Kaltes, Hartes drückte gegen seine Wange und weckte ihn. Auch wenn Le Luc dieses Gefühl noch nicht kannte, wusste er instinktiv, es musste sich um eine großläufige Waffe handeln. Er war noch nicht ganz wach, hielt die Augen geschlossen, um den nächsten Schritt zu überlegen. Die Erinnerung kam zurück.

Am späten Nachmittag hatte er Muranows Lkw am Ortsrand von Lobnja verlassen. Er hatte die Karte dieser Gegend vor seiner Abreise in Helsinki auswendig gelernt und in seinem Gehirn gespeichert. Trotzdem war es schwierig, sich in dem riesigen Waldstück zurechtzufinden. Es dauerte über zwei Stunden, bis er die Datscha von Suljeschin gefunden hatte. Es war ein zweistöckiges Blockhaus, das sich auf einer großzügigen Lichtung befand.

Er hatte sich vorsichtig herangeschlichen und das gesamte Gelände überprüft. Aber es war niemand da gewesen. Hinter dem Haus gab es eine Terrasse, die an einen kleinen See grenzte. Dann hatte er den Fehler gemacht, sich auf eine bequeme Holzbank zu setzen, um sich ein wenig auszuruhen. Dabei musste er fest eingeschlafen sein. Der fehlende Schlaf der letzten sechsunddreißig Stunden hatte dazu beigetragen, dass er tief und traumlos schlief.

Der Druck des Gegenstandes ließ jetzt etwas nach, während jemand mit Erfahrung seinen Körper abtastete und nach einer eventuell vorhandenen Waffe suchte.

Le Luc öffnete vorsichtig die Augen, um sich zu orientieren. Aber er konnte nicht viel sehen, da es mittlerweile dunkel geworden war.

»Nichts zu finden ... er ist sauber«, hörte er die Stimme eines jungen Mannes.

Das Licht einer starken Taschenlampe blendete ihn plötzlich, als er sich aufrichtete. Er konnte den Mann hinter der Lampe nicht erkennen.

»Sie werden mir sicher gleich erklären können, wie Sie hergekommen sind und was zum Teufel Sie hier wollen.«

Le Luc sah ihn noch immer nicht, erkannte aber seine Stimme. Vor ihm stand Suljeschin.

»Es ist gut, Juri, du kannst gehen«, sagte dieser beiläufig zu dem jungen Mann.

»Sind Sie sicher, Genosse Oberst? Soll ich nicht besser in Ihrer Nähe bleiben?«

»Nein, geh jetzt. Das ist ein Befehl. Mit dem da«, sagte Suljeschin herablassend, »werde ich schon allein fertig.«

Der junge Mann in der Uniform eines Leutnants, wie Le Luc jetzt sehen konnte, stand stramm, salutierte und verließ die Terrasse.

»Es ist kühl, also sollten wir ins Haus gehen. Erschießen kann ich Sie auch später noch«, bemerkte Suljeschin und wandte sich ab, ohne sich weiter um Le Luc zu kümmern. Dieser erhob sich, um ihm zu folgen.

Das Blockhaus, das er kurz darauf betrat, beeindruckte ihn. Der Raum war wesentlich höher und größer, als es von draußen den Anschein hatte. In einem mächtigen Kamin brannte bereits ein Holzfeuer. Die Männer mussten sich schon länger hier aufgehalten haben, was nur bedeuten konnte, dass man ihn nicht sofort entdeckt hatte. Alle Möbel in diesem Raum waren aus massivem Holz gebaut und hinterließen einen exklusiven Eindruck. Suljeschin forderte Le Luc durch Handzeichen auf, ihm in die kleine Küche zu folgen, die durch eine große Holztheke vom Wohnraum getrennt war.

»Sie sehen hungrig aus. Ich habe auch noch nichts gegessen. Also lade ich Sie hiermit ein, vielleicht wird es Ihre »Henkersmahlzeit«. Setzen Sie sich.« Suljeschin deutete auf den Küchentisch, auf dem einige Lebensmittel ausgebreitet waren. Zwischenzeitlich füllte er zwei Tassen Tee mit dem heißen Wasser aus einem Samowar auf. Nachdem er noch eine Flasche Wodka und zwei Gläser auf den Tisch gestellt hatte, setzte er sich selbst auf einen der Stühle.

»Sie sollten den Bärenschinken versuchen. Selbst geschossen, ich meine natürlich den Bären«, schob er grinsend nach, »also wirklich, so was Gutes habt ihr nicht mal im Westen.«

»Hören Sie, ich habe mich nicht auf den weiten Weg gemacht, um hier mit Ihnen zu tafeln«, antwortete Le Luc. »Ich konnte Sie nicht erreichen, nicht mal über Ihren Verbindungsmann. Also blieb mir keine andere Möglichkeit, als es auf diesem Weg zu versuchen.«

Er nahm sich eine Scheibe Brot, bestrich sie dick mit Butter und belegte sie mit besagtem Schinken. Denn ihm wurde bewusst, dass er seit langer Zeit kaum etwas gegessen hatte. Den Wodka wollte er im Moment lieber nicht anrühren.

»Ich habe Ihnen doch schon bei unserem Treffen in Helsinki gesagt, dass ich keine Möglichkeit sehe, mit Ihrer Organisation zusammenzuarbeiten«, sagte Suljeschin. »Ich könnte das in meiner Abteilung überhaupt nicht durchbekommen. Dazu reicht mein Einfluss nicht mehr aus.«

»Das ist Unsinn und das wissen Sie auch. Sie gehören immer noch zu den wichtigsten und einflussreichsten Leuten des KGB. Ich habe meine Hausaufgaben gemacht. Erzählen Sie mir also nicht, Sie hätten kein Interesse. Sie brauchen dringend eine Chance. Und Sie brauchen dringend einen Erfolg. Es sei denn, Sie haben in der letzten Zeit beschlossen, sich zur Ruhe zu setzen.«

Suljeschin sah Le Luc nachdenklich an, während er genüsslich in eine Zwiebel biss. Er nahm noch einen kräftigen Schluck Wodka, bevor er antwortete:

»Das mit dem *zur Ruhe setzen* ist gar keine schlechte Idee. Ich müsste mal drüber nachdenken.«

»Lassen Sie den Blödsinn. Ich biete Ihnen, wahrscheinlich letztmalig, die Möglichkeit, mit einem Schlag wieder ganz nach oben zu kommen.«

»Was macht Sie eigentlich so sicher, dass ich Sie nicht gleich erschieße und einfach im See hinterm Haus verschwinden lasse?«, fragte Suljeschin kauend.

»Nichts, aber zumindest habe ich die Gewissheit, dass es nicht sofort passiert. Ihre Neugier auf das, was Sie von mir erfahren könnten, lässt mir sicher noch etwas Zeit.«

Beide aßen eine Zeit lang ruhig weiter, ohne etwas zu sagen. Suljeschin sprach als erster, nachdem er fertig war und sein zweites Glas Wodka geleert hatte: »Ich denke, alles Weitere können wir auch vor dem Kamin besprechen, da ist es gemütlicher.«

Während beide aufstanden und Le Luc zur Sitzgruppe ging, holte Suljeschin eine neue Flasche Wodka und brachte zwei Gläser mit. Das knisternde Feuer im Kamin hatte den Raum angenehm erwärmt und vermittelte Gemütlichkeit. Nachdem sich beide gesetzt hatten, füllte Suljeschin die Gläser und öffnete eine lederne Zigarrenkiste, die er Le Luc entgegenhielt.

»Sollten Sie probieren, echte Havanna, ein Geschenk unserer Brüder aus Kuba. Schmecken vorzüglich.«

Le Luc nahm eine Zigarre, biss die Spitze ab und zündete sie mit einem Streichholz fachmännisch an. Suljeschin griff sein Glas, hielt es auffordernd Le Luc entgegen und leerte es in einem Zug. Le Luc trank ebenfalls, aber erst einmal nur einen Schluck. Der Wodka war gut und lief runter wie Öl, ohne im Hals zu brennen. Ihm war klar, es würde nicht bei diesem einen Glas bleiben.

»Ach, was ich im Vorfeld noch klären wollte«, sagte Le Luc, während er sein Glas zurückstellte, »die beiden Typen, die mich da vor einiger Zeit in den Schweizer Bergen verfolgt haben, waren das Ihre Männer?«

Suljeschin sah ihn hintergründig grinsend an, ohne etwas zu sagen.

Aber Le Luc wusste diesen Blick richtig zu deuten. Es bedurfte keiner weiteren Antwort.

»Also, dann klären Sie mich mal auf über Ihren so wichtigen Vorschlag«, meinte Suljeschin sarkastisch.

»Übrigens, wie konnten Sie mich überhaupt finden? Woher wussten Sie von meiner Datscha?«

»Auch ich habe meine Quellen.«

»Sie danach zu fragen, dürfte wahrscheinlich genauso zwecklos sein wie von Ihnen zu erfahren, wie Sie unbemerkt in unser Land gelangt sind.«

Le Luc ging nicht weiter auf die Bemerkung ein und Suljeschin wurde vom Klingeln des Telefons unterbrochen, noch bevor er eine weitere Frage stellen konnte.

»Georgi, mein Bester, was kann ich für Sie tun?«, meldete er sich und hörte einige Zeit zu, ohne etwas zu sagen.

»Hören Sie, meine Meinung dazu ist Ihnen bekannt. Alles Weitere sollten wir morgen in der Sitzung besprechen. Ich vertrete im Übrigen, und das wissen Sie, nicht die gleiche Meinung wie der Genosse Generalsekretär. Nein, ich werde das nicht unterstützen. Sie müssen mich jetzt entschuldigen. Wir werden das morgen besprechen. Gute Nacht.«

Suljeschin legte gestresst auf. Er nahm seine Hände und rieb sich damit mehrmals kräftig durchs Gesicht.

»Probleme?«, fragte Le Luc.

»Politischer Alltag. Einer unserer Bruderstaaten macht uns Schwierigkeiten.«

»Die Tschechoslowakei?«

»Sie wissen Bescheid?«

»Ich lese Zeitung!«

»Im Politbüro gibt es unterschiedliche Vorstellungen, wie wir reagieren sollten. Man debattiert. Früher zu Sta..., ich meine, früher hätten wir nicht diskutiert, wir hätten gehandelt. Aber das ist eine andere

Geschichte, die Sie eigentlich gar nichts angeht.« Suljeschin setzte sich wieder, trank von dem Wodka und zündete seine Zigarre erneut an.

»Sie hatten übrigens Glück, mich hier anzutreffen. Eigentlich sollte ich heute in Moskau bleiben. Aber ich wollte mal wieder eine Nacht ruhig durchschlafen. Und jetzt habe ich Sie am Hals. Also, fassen Sie sich kurz, ich muss ins Bett.«

Le Luc hatte sich, während Suljeschin sprach, aus der Wodka-Flasche bedient.

»Werden Sie intervenieren?«

»Genau das werde ich natürlich hier und jetzt mit Ihnen besprechen! So, und nun sagen Sie, was Sie wollen oder scheren Sie sich zum Teufel«, sagte Suljeschin mit müder Stimme.

»Bei unserem Treffen in Helsinki habe ich Ihnen ja bereits gesagt, dass es bald eine durchaus realistische Möglichkeit für die Sowjetunion gibt, die alleinige Weltmacht zu werden.«

»Und meine Antwort habe ich Ihnen auch bereits gegeben. Nach meinem Dafürhalten ist das Ganze schwachsinnig und ich denke überhaupt nicht daran, dafür meinen Kopf hinzuhalten.«

»Und ich sagte Ihnen schon damals, dass ich Ihnen kein Wort glaube. Diese einmalige Gelegenheit werden, nein, können Sie sich gar nicht entgehen lassen. Also sollten wir unsere damalige Unterhaltung jetzt fortführen«, erwiderte Le Luc gelassen.

Suljeschin antwortete nicht sofort und sah Le Luc nachdenklich an. Dann nahm er einen tiefen Zug aus seiner Zigarre, was heftiges Husten auslöste.

»Der Mann, mit dem ich gerade telefoniert habe«, sagte er, nachdem er den Hustenanfall überstanden hatte, »Georgi Selnikow, ist zufällig Breschnews Mann und mein stärkster Widersacher. Er wartet nur darauf, dass ich den kleinsten Fehler mache, damit er zuschlagen kann, um mich zu vernichten. Noch habe ich etwas gegen ihn in der Hand, aber ich habe keine Ahnung, wie lange noch. Also werde ich mich in diesen schwierigen Zeiten sicher nicht auf ein neues, unbekanntes Abenteuer einlassen. Selnikow und noch einige andere lauern doch nur darauf.«

Le Luc trank einen Schluck Wodka und füllte sein Glas erneut, bevor er grinsend antwortete:

»Ich habe mich also nicht getäuscht, Sie werden alt. So etwas hätte Sie vor einem Jahr überhaupt nicht gekratzt. Sie haben Angst!«

»Ja, Sie haben verdammt Recht, ich habe Angst. Aber Sie sollten nicht vergessen: Angst kann auch ein guter Ratgeber sein. Leute, die in unserem Metier glauben, keine Angst zu haben, sind einfach nur dumme Idioten. Sie werden früher oder später über ihr eigenes Unvermögen stürzen. Nein, die Angst hält mich wach, sie unterstützt meine Energie und sie bewahrt mich davor, zu schnell zu handeln und dann einen Fehler zu machen. Aber ich bin bereit, mir zumindest Ihren Vorschlag anzuhören.«

»Also, wie schon in Helsinki gesagt, plant Hamann mit seiner Organisation Angriffe auf wichtige Institutionen in den USA. Er will damit erreichen, dass vorübergehend ein riesiges Chaos ausbricht, das nicht nur die Vereinigten Staaten betrifft, sondern auch die gesamte westliche Welt paralyisiert.«

»Das haben Sie mir ja schon mitgeteilt, aber das ist mir zu wenig. Wenn ich mich mit diesem Thema beschäftigen soll, benötige ich wesentlich genauere Informationen«, sagte Suljeschin nachdenklich.

»Egal wie ich mich letztendlich entscheide, Sie werden mir schon vertrauen müssen. Anders funktioniert die Sache nicht.«

Le Luc legte seine Zigarre, die mittlerweile erloschen war, in den Aschenbecher und trank einen Schluck Wodka. Er brauchte Zeit und musste überlegen. Er kam zu dem Entschluss, jetzt alles auf eine Karte zu setzen. Entweder Suljeschin war der Mann, für den er ihn hielt, dann hatte er noch eine Zukunft. Oder aber er hatte sich getäuscht und würde hier enden. Egal, er hatte sich entschieden.

»Also gut, ich werde Ihnen alles sagen was ich weiß. Dann können Sie entscheiden.«

»Einverstanden«, entgegnete Suljeschin knapp.

»Die Fakten sind, dass Hamann wahrscheinlich im Besitz von drei Bomben ist. Drei Atombomben.«

Suljeschin wollte gerade nach dem Glas greifen, stellte es aber sofort wieder zurück. Das hatte gewirkt.

»Sind Sie sicher? Dieser Verrückte soll tatsächlich über atomare Waffen verfügen? Das kann sich nur um einen schlechten Scherz handeln. Ich glaube nichts davon«, antwortete Suljeschin. Doch seine Stimme klang verunsichert.

»Ob Hamann verrückt ist? Vielleicht, aber er besitzt auch eine gewisse Genialität. Ob er die Bomben wirklich hat? Also, ich habe sie nicht mit eigenen Augen gesehen, wenn Sie das meinen. Aber ich kenne ihn, kenne seine Organisation und ich bin sicher, er blufft nicht. Er wird die Bomben einsetzen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Nein, das kann nicht sein. Hamann ist schließlich kein Staat. Wie sollte es ihm gelungen sein, so etwas zu schaffen, ohne dass die Welt, ohne dass wir davon irgendetwas erfahren haben? Das ist einfach

unmöglich, wir wüssten davon. Und wenn nicht wir, dann zumindest die CIA, und von denen hätten wir es wiederum irgendwann erfahren. Nein, ich kann das nicht glauben.«

Suljeschin sah Le Luc nachdenklich an, zog an seiner Zigarre und schenkte sich ein weiteres Glas Wodka ein.

»Was Sie glauben oder nicht, dürfte hier kaum von Belang sein«, sagte Le Luc selbstsicher, »wenn wir alle Fakten auf den Tisch legen, bleiben Ihnen gar keine anderen Optionen. Entweder Sie arbeiten mit uns zusammen oder Sie verbünden sich mit den Amerikanern. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht.«

»Wie soll ich das verstehen?«, fragte Suljeschin.

»Das ist im Grunde ganz einfach«, antwortete Le Luc, »wenn wir davon ausgehen, dass Hamanns Plan gelingt, wird es in den Staaten ein riesiges Chaos geben. Was glauben Sie denn, wer für diese Anschläge verantwortlich gemacht wird?«

»Sie meinen wir? Die Sowjetunion?«

»Ja selbstverständlich. Man wird zuallererst an die »üblichen Verdächtigen« denken. Das ist nun mal für die Amerikaner die Sowjetunion. Zumal, wenn sie überhaupt keine Ahnung haben, wer wirklich hinter den Anschlägen steckt. Die Zeit, das alles genauer zu analysieren und es herauszufinden, werden sie nicht haben. Sie werden umgehend zurückschlagen und der Adressat wird die Sowjetunion sein. Es liegt ganz bei Ihnen, dem zuvorkommen.«

Suljeschin stand wortlos auf, er musste nachdenken. Er holte eine weitere Flasche Wodka. Le Luc war beeindruckt, wie schnell Suljeschin die letzte Flasche geleert hatte. Er hatte nicht gezählt, wie viele Gläser Suljeschin bisher getrunken hatte. Es mussten eine ganze Menge gewesen sein, aber man merkte es ihm nicht an.

»Was macht Sie so sicher, dass wir die Amerikaner nicht einfach informieren? Es wäre für mich kein Problem, dies über unseren Geheimdienst zu lancieren«, sagte Suljeschin, nachdem er sich wieder gesetzt hatte.

»Das könnten Sie in der Tat tun. Aber ich denke nicht, dass es Ihnen helfen würde. Die Amerikaner würden es für einen Trick oder ein Ablenkungsmanöver halten. Sie würden Ihnen nicht glauben. Im Übrigen würde es auch nichts ändern. Niemand außer Hamann weiß, wo sich die Bomben zurzeit befinden und nicht einmal ich könnte Ihnen verraten, wo sie explodieren werden. Ich weiß es nämlich nicht.«

»Gut, also angenommen, ich mache es und arbeite mit ihm zusammen. Wie soll Ihr Plan dann aussehen? Wie komme ich darin vor?«

»Sie werden von mir vierundzwanzig Stunden vorher informiert. Ihre Aufgabe sollte es sein, Ihre Regierung so weit vorzubereiten, dass sie dann den Erstschlag ausführen kann«, erklärte Le Luc.

»Sie müssen verrückt sein! Wie soll ich meinen Apparat davon überzeugen, wenn ich faktisch nichts in der Hand habe? Und selbst falls es mir gelingen sollte zu überzeugen: Ihnen muss doch klar sein, dass das nichts anderes bedeutet, als den dritten Weltkrieg auszulösen«, antwortete Suljeschin.

Le Luc überlegte, trank noch einen Schluck Wodka. Der zeigte eine erste leichte Wirkung. Er musste aufpassen, durfte nicht mehr trinken.

»Das ist sehr wahrscheinlich«, meinte er lapidar, »aber wenn Sie schnell handeln, dürfte es möglich sein, den Schaden zu begrenzen.«

»Das ist Wahnsinn! Anscheinend habe ich es hier gleich mit zwei Irren zu tun.«

»Ich verstehe Ihre Reaktion nicht ganz. Seit zwei Jahrzehnten geht es euch und den Amerikanern doch um nichts anderes. Wir hätten diesen Krieg längst, wenn nur eine Seite wirklich davon überzeugt wäre, die stärkere zu sein und gewinnen zu können. Darauf läuft schließlich alles hinaus«, sagte Le Luc. »Ob KGB oder CIA – das ist doch in Wirklichkeit nichts anderes als eine schöne Fiktion. Eine riesige Arbeitsplatzbeschaffungsmaschine, die nichts anderes erreichen soll, als die Gegenseite zu verunsichern, zu vernebeln. Wirkliche Aufklärung findet schon lange nicht mehr statt. Es ist wie ein Wettkampf, mal gewinnt die eine Seite einen kleinen Vorsprung, mal hat die andere Seite einen Vorteil. Das Ganze läuft dann unter der Überschrift »Kalter Krieg«. Wenn es wirklich darum ginge, einen neuen Krieg zu verhindern, gibt es ein ganz einfaches Mittel, das sich Abrüstung nennt.«

»Toller Vortrag, wie sich »Klein Sascha« die Welt vorstellt. Sie sollten Vorlesungen halten. Aber die Wirklichkeit sieht schon ein bisschen anders aus«, bemerkte Suljeschin sarkastisch.

»Nein, mein Bester, das ist nicht bloß ein Vortrag, es ist die Realität, und das wissen Sie«, antwortete Le Luc. »Also sollten Sie sich endlich entscheiden, ich werde langsam müde.«



»Selbst wenn ich bereit wäre, es zu machen, welchen Nutzen hätten dieser Hamann und seine Organisation davon? Denn wenn es uns gelingt, wären wir doch die neue Weltmacht?«, fragte Suljeschin.

»Er würde sich in dem Moment, wenn die Sowjetunion sich mit den USA beschäftigt, auf Europa und Südamerika konzentrieren. Vor allen Dingen Europa ist sein erklärtes Ziel. Ich nehme an, dort will er sein »Viertes Reich« errichten, was immer das auch heißen mag.«

»Und er glaubt allen Ernstes, dass die Europäer das so einfach zulassen? Das ist doch unreal«, bemerkte Suljeschin.

»Da bin ich ausnahmsweise mal Hamanns Meinung. Was ist denn schon Europa? Viele Länder, die sich untereinander nicht einmal einig sind. Die Regierungen der einzelnen Länder würden doch nach dem Anschlag erst einmal lange diskutieren, wie die richtige Reaktion aussehen könnte. Die ...«

»Sie vergessen die Nato.«

»Ein Zusammenschluss von pazifistischen Weicheiern, wie Hamann kürzlich zu sagen beliebte. Nein, wenn Sie mitmachen, ist Europa mit Sicherheit für Hamann das kleinste Problem. Sie sollten ihn nicht unterschätzen, seine Organisation hat bereits jetzt die meisten Regierungen unterwandert, die ahnen es nur noch nicht. Man wollte von der jüngeren Geschichte ja nichts mehr wissen, man war so sehr bemüht zu verdrängen, dass es einem Hamann möglich war, unbemerkt seine weltweite Organisation aufzubauen. Daran noch etwas zu ändern, ich denke, dafür ist zu spät. Niemand kann ihn jetzt noch von seinem Plan abbringen und ihn aufhalten. Die Zeit läuft eindeutig für ihn. Und Sie müssen sich nun entscheiden.«

## 78. Kapitel

Washington, Dienstag 29. Oktober 1968

Der Konferenzraum des Weißen Hauses wirkte an diesem Morgen ziemlich verlassen. Hier traf sich die Regierung der Vereinigten Staaten, wenn wichtige Besprechungen anstanden, staatstragende Entscheidungen getroffen werden mussten oder wenn es eine Krisensituation gab.

An diesem Morgen befanden sich nur zwei Männer in dem großen Raum: George Porter, Chef der CIA für internationale Angelegenheiten, und James K. Hunter, Abteilungsleiter beim FBI und zuständig für den Bereich Innere Sicherheit.

Porter hatte sich in einem der bequemen Ledersessel niedergelassen und griff zur Kaffeetasse, die vor ihm auf dem Tisch stand.

Hunter stand etwas abseits und betrachtete die große Landkarte der Vereinigten Staaten. Niemand sprach ein Wort. Auch einem unbedarften Beobachter wäre sehr schnell aufgefallen, dass beide wenig Sympathie füreinander empfanden, sie konnten sich nicht ausstehen.

Die Tür wurde geöffnet und ein Mann betrat den Raum, dessen Präsenz sofort zu spüren war.

Es war William Lee Vandenberg, der Stabchef des Präsidenten.

Er war nach dem Präsident der wichtigste Mann im Weißen Haus und sein starker Einfluss auf viele Entscheidungen des Präsidenten war allgemein bekannt. Es gab in weiten Teilen des Kabinetts die unausgesprochene Meinung, dass Vandenberg durchaus das Zeug zu einem guten Präsidenten hatte. Aber ihm fehlten einige wichtige Voraussetzungen. Er war parteilos, hatte keine Lobby und gehörte nicht zu den entscheidenden Kreisen, die ihn bei einer Präsidentschaftswahl finanziell unterstützen würden. Vandenberg stammte aus der Mittelschicht und hatte sich durch seine herausragende Intelligenz, seinen ausgeprägten Machtinstinkt und seine Hartnäckigkeit nach oben gearbeitet.

Er war ein erstklassiger »zweiter Mann«, aber eben nur ein zweiter.

»Bitte meine Herren, nehmen Sie Platz. Wir sollten es kurz machen, denn wie immer habe ich leider nur wenig Zeit«, sagte er.

»Mr. Secretary«, begann Porter und setzte sich, nachdem Vandenberg ebenfalls Platz genommen hatte, »es gibt einige, ja, man kann durchaus sagen, Besorgnis erregende Entwicklungen. Die Sowjets haben ...«

»Wenn Sie mir jetzt«, unterbrach Vandenberg, »mit diesen Herbstmanövern kommen, so kann ich Ihnen sagen, dass der Präsident bereits reagiert hat. Er hat dem Kreml eine Protestnote zukommen lassen und den Botschafter aufs Schärfste gerügt. Aber wir wissen doch beide, dass es sich hierbei um das alljährliche Machtspielchen handelt und die Sowjets der Welt ihre Muskeln zeigen wollen. Das kennen wir doch.«

»Nein, Mr. Secretary, bei allem gebotenen Respekt, ich muss Ihnen widersprechen«, antwortete Porter.  
»Ich denke, diesmal stellt sich die Situation wesentlich schwieriger dar. Wir haben über die letzten Jahre hinweg sämtliche Bewegungen der sowjetischen Flotte genau beobachtet. Sicher haben Sie Recht, dass es von der Jahreszeit her eines der üblichen Manöver sein könnte. Aber wir haben festgestellt, dass sie fast ihre gesamte Nordatlantik- und Pazifikflotte in Reichweite der USA positioniert haben.«

»Das haben sie auch schon vorher gemacht. Das ist nichts Neues«, erwiderte Vandenberg.

»Das ist nur teilweise richtig.« Porter blieb hartnäckig. »Diese starken Aktivitäten gab es nur ein einziges Mal. Das war 1962 bei der »Schweinebucht«-Krise und Sie können sich sicher noch daran erinnern, dass wir damals kurz vor dem Ausbruch des dritten Weltkriegs standen. Leider konnten wir noch nicht herausfinden, welche Motivation die Sowjets antreibt, diesmal erneut so massiv aufzutreten. Wir arbeiten noch daran. Aber es gehört zu meiner Pflicht, Sie über diese Umstände in Kenntnis zu setzen und dem Präsidenten zu empfehlen, unsere Streitkräfte zu informieren, damit wir gegebenenfalls frühzeitig Gegenmaßnahmen ergreifen können.«

»Ich bin durchaus Ihrer Meinung. Sollte sich herausstellen, dass es sich hier um eine neue Qualität des »Kalten Krieges« handelt, werden wir den Präsidenten darüber informieren müssen. Aber bevor das geschieht, brauche ich von Ihnen wesentlich konkretere Angaben als bisher. Sie wissen doch, wir stehen kurz vor der Wahl und der Präsident war nicht mehr bereit, erneut zu kandidieren. Es sind praktisch die letzten drei Monate seiner Amtszeit und ich kann mir nicht vorstellen dass er nur aufgrund Ihrer bisherigen vagen Vermutungen vorschnell handeln wird. Also, bringen Sie mir handfeste Beweise, dann werde ich alles dem Präsidenten vortragen.«

Vandenberg erhob sich und reichte Porter über den Tisch hinweg seine Hand. Für ihn war dieses Gespräch beendet. Porter gab ihm ebenfalls die Hand und für einen Moment sah es so aus, als wolle er noch etwas entgegnen. Doch dann verließ er wortlos den Raum.

Er hatte seine Pflicht erfüllt, was jetzt geschah, war nicht mehr seine Angelegenheit.

»Ich hoffe, du bringst mir bessere Nachrichten«, wandte Vandenberg sich nun an Hunter. Beide kannten sich seit vielen Jahren. Sie hatten zusammen in Harvard studiert und waren eine Zeitlang sogar gute Freunde gewesen. Doch dann trennten sich ihre Wege. Hunter ging zum FBI und Vandenberg in die Politik. Sie waren übereingekommen, sich nur zu duzen, wenn sie sich unter vier Augen trafen.

Nachdem Vandenberg sich einen Kaffee genommen und wieder gesetzt hatte, antwortete Hunter:

»Da bin ich nicht so sicher. Was ich dir jetzt sage, wird dich nicht erfreuen.«

»Was soll's, schieß los«, entgegnete Vandenberg.

»Es gibt einige Hinweise, dass auf die USA ein größerer Anschlag geplant ist.«

»Du willst mich doch nicht auch noch langweilen«, sagte Vandenberg leicht genervt, »derartige Sachen, ich meine Hinweise, landen fast jede zweite Woche auf meinem Tisch. Wenn ich die alle ernst nehmen wollte, würde sich dieses Land in einem permanenten Ausnahmezustand befinden. Also solltest du mir klare Fakten und Beweise liefern.«

»Das kann ich noch nicht. Alles, was ich dir sage, hat einer unserer Mitarbeiter von einem Informanten erfahren. Vielleicht ist es sinnvoll, dir eine kurze Zusammenfassung zu geben.«

Hunter informierte Vandenberg über das, was ihm die FBI-Zentrale Baltimore mitgeteilt hatte. Obwohl die Informationen wenig detailliert waren, hatte er entschieden, sie dem Stabchef mitzuteilen. Das war er sich und seinem Land schuldig. Sollte Vandenberg entscheiden, wie damit umzugehen war.

»Nun mal langsam«, sagte dieser, nachdem Hunter geendet hatte. »Du willst mir tatsächlich weismachen, es gäbe da eine Gruppe ehemaliger Nazis. Über diese Gruppe gibt es bisher weder beim FBI noch bei der CIA genauere Erkenntnisse. Ja, ihr wisst nicht einmal, wo sich diese ominöse Vereinigung zurzeit befindet. Und sie soll über eine Bombe ... nein, sogar drei Atombomben verfügen?«

Vandenberg machte eine kurze Pause und atmete tief ein. »Und du erwartest von mir, dass ich etwas unternehme, allein aufgrund von Spekulationen eines abgehalfterten Polizisten, der, wie du selbst sagst, eine sehr eigenwillige Dienstauffassung hatte und deswegen nicht mehr im Amt ist. Und eines mit ihm anscheinend befreundeten FBI-Agenten, der ebenfalls keine genaueren Angaben machen kann. Du erwartest, dass ich mit dieser abstrusen Geschichte dem Präsidenten gegenübertrete? Das kann doch nicht dein Ernst sein!«

»Es war mir klar, dass du so reagieren würdest, wahrscheinlich sogar reagieren musst«, antwortete Hunter mit fester Stimme, »aber mir blieb keine andere Wahl. Sollte diese Geschichte auch nur ein Fünkchen Wahrheit enthalten, dann muss ich dir doch nicht sagen, was das für unser Land bedeuten kann.«

»Gut, einmal unterstellt, es wäre tatsächlich etwas an dieser *Geschichte* dran. Was soll ich deiner Meinung nach dem Präsidenten sagen? Du kannst mir weder Namen nennen, du hast keine Ahnung, wo sich diese dubiosen Bomben im Moment befinden, noch verfügst du über Informationen, wann und wo die angeblichen Anschläge stattfinden sollen. Was soll das hier werden?« Vandenberg's Stimme wurde lauter und wütender. »Habt ihr von FBI und CIA euch verabredet? Wollt ihr mich in den letzten Wochen dieser Administration noch fertigmachen? Das ist die einzige Erklärung, die mir einfällt. Alles andere ergibt doch keinen Sinn.«

Hunter blieb gelassen, schließlich kannte er Vandenberg lange genug, um zu wissen, wie weit er bei ihm gehen konnte. Die Grenze war noch nicht erreicht.

»Beruhige dich mal wieder«, sagte er. »Natürlich bin ich mir im Klaren darüber, dass du mit diesen Informationen den Präsidenten nicht behelligen kannst. Deswegen bin ich auch nicht hier. Nein, was ich brauche, ist deine Unterstützung. Ich brauche unbedingt die Hilfe der NSA. Nur die verfügen über die notwendigen Mittel und Daten, die uns in dieser Sache weiterhelfen könnten. Außerdem haben sie Möglichkeiten der Informationsbeschaffung, über die nicht einmal die CIA verfügt. Du musst mir helfen, einen Kontakt herzustellen und sie dazu auffordern, mit mir zusammenzuarbeiten.«

»Was du da von mir verlangst, kann ich nicht machen«, sagte Vandenberg, der sich wieder beruhigt hatte. »Das allein zu entscheiden, geht gerade in der jetzigen Situation weit über meine Kompetenzen. Es würde auch nichts bringen, denn selbst wenn ich die National Security Agency einschalten würde, wäre der erste, der es erfährt, der Präsident.«

»Das glaube ich dir nicht. Ich weiß genau, dass du nicht nur die Macht, sondern auch die Möglichkeiten hast, das zu bewerkstelligen, ohne dass der Präsident mit hineingezogen wird.«

»Wir reden hier nicht über Glaubensfragen. Fakt ist: Sollte ich deine Geschichte ernst nehmen, würde es nicht nur den Präsidenten oder mich betreffen. Wir müssten den nationalen Sicherheitsrat einberufen. Du kannst doch nicht ernsthaft annehmen, dass ich mich deinetwegen lächerlich mache. Denn nichts anderes würde passieren.«

Vandenberg sah Hunter nachdenklich an. »Hör zu, falls du es noch nicht bemerkt haben solltest: Diese Regierung befindet sich bereits in der Auflösung. Wir haben seit Wochen keine maßgeblichen Entscheidungen mehr getroffen. Wir wickeln nur noch ab. Lassen wir diese Frage mal für einen Augenblick beiseite. Für mich geht es in den nächsten Wochen um nichts Geringeres als um meine Zukunft. Keiner weiß, wer der neue Präsident der USA sein wird. Ich kann dir momentan nicht einmal sagen, wie meine weitere berufliche Karriere aussehen wird. Und nun kommst du und willst, dass ich mit diesem Blödsinn den Präsidenten behellige. Bring mir Beweise, dann werden wir weitersehen.«

Vandenberg erhob sich und machte Anstalten, sich zu verabschieden. Doch Hunter übersah dessen ausgestreckte Hand und blieb sitzen.

»Aber was ist, wenn auch nur ein Quäntchen Wahrheit in dem Ganzen steckt und diese Anschläge tatsächlich passieren?«, wollte er wissen. »Was ist dann mit deiner Zukunft? Höchstwahrscheinlich hast du und haben wir alle dann keine mehr.«

Vandenberg stand auf, ging zu dem Sideboard an der Wand und versorgte sich mit frischem Kaffee.

»Wenn ich es mir richtig überlege«, er drehte sich in Hunters Richtung, »warst du schon damals auf der Uni so. Du hast hinter allem und jedem Abgründe vermutet, die sonst keiner gesehen hat. Das war wahrscheinlich auch der Grund, warum du zum FBI gegangen bist.«

Hunter überlegte einen Moment und schwieg.

»Gut, noch ein Letztes und du bist mich los«, sagte er schließlich. »Was – ich meine, rein hypothetisch – wenn die Geschichte mit den Russen in irgendeinem Zusammenhang mit unserer Sache steht? Vielleicht sollte man den Gedanken zumindest einmal aufgreifen.«

Vandenberg sah Hunter zuerst überrascht an, bevor sich ein breites Grinsen auf seinem Gesicht zeigte.

»Womit wir uns endgültig auf den Weg nach Fantasialand begeben. Jetzt wird die Sache noch abstruser.«

»Mag sein. Aber ich sagte ja: rein hypothetisch.«

»Dann werde dir jetzt mal rein hypothetisch antworten. Man kann bei den Sowjets sicher eine Menge Schlechtes vermuten, ihnen praktisch alles unterstellen. Aber du glaubst doch nicht, dass sie sich mit einer dubiosen Gruppe ehemaliger Nazis verbünden, die ich zudem, falls sie denn tatsächlich existieren sollte, für eine Gruppe fehlgeleiteter Irrer halte. Die Sowjets mögen ja verrückt sein, aber so etwas Abgefahrenes traue ich nicht mal denen zu.«

»Warum nicht? Wir arbeiten doch auch, wenn es uns dienlich ist, mit Diktatoren und Terroristen zusammen.«

»Das ist Quatsch. Wir sollten dieses Gespräch jetzt beenden.«

»Das ist Realität und das weißt du auch. Wenn es uns Vorteile verschafft, war es unserer Regierung schon immer egal, mit wem wir Geschäfte machen. Wie heißt es dann immer so schön: *wenn es im Interesse unseres Landes geschieht*. Nur steht dabei leider nicht das Interesse unseres Landes im Vordergrund, sondern nur die Interessen der Lobbyisten, der Wirtschaft, von mir aus auch einzelner Politiker. Dafür geht ihr, wenn es sein muss, doch auch über Leichen.«

»Gut, ich denke, wir haben alles besprochen«, antwortete Vandenberg, ohne auf die Vorwürfe von Hunter einzugehen, »bring mir Beweise, und ich werde die Sache dem Präsidenten vorlegen.«

»Was möchten Sie mir vorlegen?«

Die Stimme des Mannes, der unbemerkt den Raum betreten hatte, kannten Millionen Amerikaner. Es war die Stimme des Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Die Überraschung war so groß, dass beide Männer sich erstaunt ansahen, um sich dann schnellstens in Richtung des Präsidenten zu erheben.

»Mr. President, wir sprachen gerade über die neuesten Statistiken des FBI, die wir Ihnen bald vorlegen wollen.« Vandenberg war der erste, der seine Überraschung in den Griff bekam, auch wenn ihm ein eiskalter Schauer über den Rücken lief. Wie lange war der Präsident schon hier? Was hatte er von der Unterhaltung mitgehört? Diese beiden Fragen schossen ihm durch den Kopf.

»Oh, Sie haben Besuch, ich wollte nicht stören.« Lächelnd und mit ausgestreckter Hand ging der Präsident auf Hunter zu. Dieser brauchte etwas länger, um seine Fassung wiederzufinden. Schließlich hatte gerade der mächtigste Mann der Welt das Zimmer betreten. Er war immer noch eine imposante Erscheinung und seine herausragende Stellung verlieh ihm eine besondere Aura, fast etwas Übermenschliches.

Hunter war ihm so nahe erst ein- oder zweimal begegnet.

»Wir kennen uns?«

»Entschuldigung ... Sir, Mr. President, James Hunter vom FBI«, sagte er, immer noch überrascht.

»Ja, richtig. Sie sind ein Verwandter von unserem guten William?«

»Nein Sir, Mr. President, wir waren Studienkollegen.«

»Sehr gut, dann will ich Sie bei Ihrem sicherlich wichtigen Meeting nicht weiter stören«, erwiderte der Präsident nachdenklich. »Was wollte ich eigentlich hier? Ach ja, jetzt fällt es mir wieder ein. William, wenn Sie dieses Gespräch beendet haben, wären Sie dann so freundlich, kurz in den Aufenthaltsraum zu kommen? Ich möchte ein paar Fragen mit Ihnen klären, bezüglich meines Abschlussbanketts mit den Veteranen-Vereinigungen. Aber lassen Sie sich Zeit.«

Bevor Vandenberg antworten konnte, gab der Präsident Hunter wiederum die Hand. »Es war schön, dass Sie uns mal wieder besucht haben. Viele Grüße an Ihre Familie.«

»Vielen Dank«, antwortete dieser zögerlich. Doch der Präsident hatte den Raum schon wieder verlassen.

»Was meint er mit *Aufenthaltsraum*?«, wollte Hunter wissen.

»Ach, das ist seine Bezeichnung für das Oval Office«, antwortete Vandenberg. Er kannte den Präsidenten schon einige Jahre und wusste, dass er vieles war – aber sicher nicht vergesslich. Wenn er diesen Eindruck vermitteln wollte, dann hieß das nichts anderes, als dass man besonders auf der Hut sein musste. Denn dann genoss man in der Regel seine absolute Aufmerksamkeit.

»Hat er etwas mitbekommen?«, fragte Hunter.

»Nein, ich denke nicht. Aber wenn doch, dann werde ich es sicher bald erfahren. So, du musst jetzt gehen. Ich muss zu ihm.«

Hunter holte seinen Mantel, den er über einen der Stühle gelegt hatte, zog ihn an und ging zur Tür.

»Ach, noch etwas«, vernahm er die Stimme Vandenberg in seinem Rücken, »eines solltest du wissen und berücksichtigen, bevor du den Raum verlässt. Dieses Gespräch zwischen uns hat nie stattgefunden. Ich würde es in jedem Fall bestreiten.«

»Was soll das heißen? Willst du mir drohen?«

»Die Antwort musst du dir schon selbst geben.«

Vandenberg ging an Hunter vorbei, ohne sich von ihm zu verabschieden und eilte über den langen Flur in Richtung Oval Office.